

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Karl Kreutzer</i> Über Kunst und Künstler	175
<i>Detlef Streich</i> Kunst und Gesellschaft	177
<i>Joachim Kruse</i> Präsentation und Rezeption der Kunst	185
<i>Günter Lapp</i> A. Paul Weber	190
<i>Hans Schmidt-Gorsblock</i> Erbarmen mit A. Paul Weber	197
<i>Elsa Rößler</i> Die Frau — gestern und heute.....	210
<i>Werner Lodemann</i> Die wirtschaftlichen Entwicklungschancen im Landesteil Schleswig.....	218
Umschau ab Seite 233	

ZU DEN AUTOREN DIESES HEFTES

KRUSE, Dr. Joachim, geb. 2. Okt. 1925 in Alt-Kaebelich (Mecklbg.). Seit 1945 in Schleswig-Holstein. 1958 Promotion an der Kieler Universität bei Prof. Dr. Sedlmaier über „Das Querner Antependium“. 1958-63 Volontär und Assistent an der Kieler Kunsthalle. Seit 1963 Kustor am Schlesw.-Holst. Landesmuseum, Schleswig, Schloß Gottorf.

LAPP, Dr. Günter, geb. 9. Sept. 1925 in Kiel. Schüler in Breslau und Königsberg (Pr.). 1943 Arbeitsdienst in Lettland. Soldat. 1945 Verwundung an der Ostfront. 1946 Abitur in Hannover. Juristisches Studium in Frankfurt (Main). Studienaufenthalt in Frankreich. Promotion in Mainz. Seit 1958 in Kiel. 1963 Amtsvorsteher des Postamts Flensburg.

RÖSSLER, Elsa, geb. 1915 bei Frankfurt, dort Abitur 1935. Volksbibliothekarische Ausbildung. Diplom Köln 1938, seitdem Bibliothekarin an der Stadtbücherei Flensburg.

STREICH, Detlef, Städt. Oberbaurat, seit 1959 Leiter des Hochbauamtes der Stadt Flensburg. Studium an der Fakultät für Architektur der TU Berlin-Charlottenburg von 1946—51 und Diplom-Hauptprüfung. 1955 Große Staatsprüfung für den höheren techn. Verwaltungsbeamten. Als Bauassessor im Staatshochbauamt Hameln von 1955—1959.

LODEMANN, Dr. Werner, Oberregierungsrat im schleswig-holsteinischen Innenministerium.

SCHMIDT-GORSBLOCK, Hans, Bauer und Schriftsteller in Nordschleswig.

KREUTZER, Dr. Karl, Oberstudiendirektor der Goethe-Schule in Flensburg.

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund. Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich. Für die mit Autornamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40. Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9. Druck: Christian Wolff, Graphische Betriebe, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

ÜBER KUNST UND KÜNSTLER

Dem schöpferischen Menschen ist nicht nur die Fähigkeit eigen, seine Zwiesprache mit der ihn umgebenden sichtbaren Welt in der Fülle ihrer Erscheinungen darzustellen, sondern er vermag auch jene Dinge, die sein Inneres erfüllen und bewegen, in seinen Werken aufzuzeigen, zu verdeutlichen. Andere Menschen können sie dann wahrnehmen und daran teilhaben.

Aus dieser Quelle, nämlich dem Innenleben eines schöpferischen Menschen und seinem Drang zur Selbstdarstellung, entspringt die künstlerische Inspiration, die Kunst.

Der Maler wählt für seine Aufgaben die Formen, Figuren und Farben aus. In der Kunst der Gegenwart sind, — um mit Emil Preetorius zu sprechen — die Bildmittel, also Linie, Farbe, Form, Punkt und Fläche, für selbstherrlich erklärt worden. Geheimnisvoll ist es, daß der Maler oft Kommendes ahnt, daß er eine noch latente Wirklichkeit sichtbar macht —, ich denke dabei an das Bild „Guernica“ von Pablo Picasso. Nach einem geheimen Gesetz ist dem Maler eine besondere „Spürkraft“ eigen.

Hierin besteht eine Gemeinsamkeit zwischen der Kunst und der Mathematik: Beide lassen deutlich werden, welche untergründig keimenden Prozesse im Menschen und in der Welt wirken, beide geben in ihrer Symbolsprache dem Weltgefühl Ausdruck. Erfolgt eine Wandlung, kommt eine neue Epoche herauf und beginnt unser Denken sich langsam umzuformen, so sind Änderungen in der Kunst und der Mathematik dem schon lange vorausgegangen.

Der menschliche Geist entfaltet sich anlagebedingt aus zwei Komponenten: der elementaren Weise des unmittelbar Intuitiven, Sinnhaften, Gefühlsmäßigen, zum anderen aus der Fähigkeit des theoretisch-begrifflichen Durchdringens, des begrifflichen Denkens. In dieser Antinomie ist der Mensch gefangen, ihr kann er nicht entgehen.

Dr. Karl Kreutzer zur Eröffnung der Ausstellung

„Lehrer und ehemalige Schüler der Goetheschule als Maler“ in der Bürgerhalle des Rathauses in Flensburg

Die Kunst hat stets — auch in ihren abstraktesten Formen — die Funktion gehabt, Dinge der Außenwelt zu beobachten und zu beschreiben, sie voneinander zu isolieren und in einen sachgerechten Zusammenhang zu bringen. Insofern hat sie die Fähigkeit gezeigt, sich wie das wissenschaftliche Denken dem zu unterwerfen, was Freud das „Realitätsprinzip“ nennt.

Die Kunst hat gleichzeitig stets eine zweite Funktion gehabt, die nicht auf Unterscheidung, sondern auf Identifikation aus ist. Sie ähnelt die Dinge einander an, indem sie sie auf einen gemeinsamen formalen Rhythmus zurückführt und in einer gemeinsamen Einheit aufhebt. Sie werden dabei in ihrer Bedeutung verwandelt. Dieser Vorgang der Formung ist ein mystischer, d. h. er identifiziert nicht nur die Dinge untereinander, sondern auch den Maler mit dem Abgebildeten und dem von ihm hergestellten Kunstgegenstand. In der Harmonisierung der Dinge durch die Form harmonisiert sich das Verhältnis des Künstlers zur Welt. Diese Funktion des „Identifizierens“ ist es, die das Ästhetische im Gegensatz zu anderen Formen der Erkenntnis ausmacht.

*

Die Frage nach dem Nutzen seiner Kunst für eine wünschenswerte Entwicklung der Gesellschaft ist die eigentliche moralische Frage für den Künstler. Sie stellt sich mit besonderer Schärfe dem „bildenden“ Künstler als dem Hersteller von Gegenständen, die von der herrschenden Schicht als Eigentum erworben und als Luxus verbraucht werden.

Aus: Martin Schmid „Kunst als Utopie und Sozialkritik“ in „Der Monat“, Heft 242

Die bildende Kunst und die Gesellschaft

Diese Überschrift wurde mir als Leitmotiv aufgegeben. Ich stehe diesem Thema nicht als neutraler Beobachter, sondern als Befangener, als den bildenden Künstlern Verbundener gegenüber. Außerdem ist dieses Thema wie ein Kaleidoskop, bei jeder Drehung verändert sich das Bild. So bitte ich um Verständnis, wenn ich nur einige Gedanken darüber bringe und dieses Thema nicht umfassend behandle, geschweige denn zu Ende führe.

„Man“ trägt wieder Kunst! Nicht nur das Interesse an Kunstwerken, deren Wert durch die Zeit erwiesen ist, sondern auch an modernen Kunstwerken ist wieder voll erwacht. „Man“ ist sich bewußt, daß Geld allein nicht gesellschaftsfähig macht. Im Haus des wohlhabenden Mannes muß heute Kunst vertreten sein. „Man“ kann es sich nicht mehr leisten, nur Geld zu haben. Ergibt sich nun daraus wieder eine Gesellschaft ähnlich der bürgerlichen Gesellschaft, die auf Besitz und Bildung beruhte?

Blicken wir auf die vergangenen zwanzig Jahre zurück! Welche Ziele hatten wir nach dem völligen Zusammenbruch und dem Anfang mit dem Nichts? Alles Streben ging nach materiellen Dingen, anfangs nach lange Entbehrtem, dann auch nach materiellem Luxus. Die Nachfrage nach Werken der bildenden Kunst ist seit kurzem wieder vorhanden. Ein gemeinsames Bedürfnis ist jedoch noch lange nicht eine Basis, die auf die Verbundenheit aller Menschen aus der Einheit des Seins und der Werte heraus ausgerichtet ist, was der menschlichen Gesellschaft im Sinne von „Menschheit“ entspricht.

Wir schauen uns in der Bundesrepublik heute nach Dingen um, die den überlieferten kulturellen Wertbegriffen an sich entgegenstehen. In der alten Welt werden wir durchgerüttelt von dem Gedanken der Rückständigkeit gegenüber dem Management der neuen Welt. Wir fühlen uns angestaubt und in die zweite Linie gedrängt von den Völkern des modernen Managements, wenn wir den Bestseller von Servan-Schreiber 1967 „Die amerikanische Herausforderung“ lesen. Nur der Ratio scheint die Zukunft zu gehören. Die Beherrschung der Elektronik öffnet den Weg in die Gesellschaft der Völker des 21. Jahrhunderts. Die humanistische Bildung erscheint als Ballast. Wie soll sich dabei eine Gesellschaft als Partner oder Auftraggeber der bildenden Kunst bilden?

Internationale Preise für Leistungen in den Wissenschaften und der Technik wiegen viel schwerer als internationale Kunstpreise. Der Wissenschaftler ist der

begehrten wertvolle gesellschaftliche Partner. Welche gesellschaftliche Bedeutung hatte dagegen der Künstler in den früheren Jahrhunderten! Es war oft nicht eindeutig, wer wen befruchtete, die Gesellschaft den Künstler oder umgekehrt.

Was haben wir, wenn sich die „verantwortliche Gesellschaft“ aus uns herausbildet, bei der Jugend hinsichtlich der bildenden Kunst eingeleitet? Der Kunstunterricht in den Schulen und die heutigen Massenmedien werden ihre Ergebnisse zeitigen. Die ältere Generation, noch mit dem Begriff „Entartete Kunst“ vertraut, steht ablehnend oder staunend davor. Was entwickelt sich nach den Generationen, die den Krieg erlebt und den Wiederaufbau materiell bewältigt haben? Haben wir die Kunst ganz allgemein als Faktor der geistigen Freiheit, als ein Gegengewicht zur Ratio herausgebildet?

In welcher Position steht die bildende Kunst heute angesichts einer unbekannteren Gesellschaft? Die „Mutter“ der bildenden Künste, die Architektur, hat ihre Rolle in den vergangenen zwanzig Jahren nicht gespielt. Der Schmelztiegel oder Katalysator, den die Architektur darstellte, hat in dieser Zeit nicht bestanden. Wie unendlich schwer ist es, einen Künstler, ob Maler, Bildhauer oder Graphiker, in das Geschehen am Bau einzubeziehen. Architekt und Künstler gingen nebeneinander und nicht miteinander ihren Weg. Kaum ein Seitenarm führte in den breiten Strom der Architektur. Die Architekten huldigten dem Grundsatz „Form folgt Funktion“. Platz für die übrigen bildenden Künste gab es nur in seltenen Glücksfällen. Der Architekt ist aus der führenden Rolle unter den bildenden Künstlern herausgetreten und plötzlich Veredler des Ingenieurbaus geworden. Aus der Ingenieurstechnik am Bau wurde „Ingenieurskunst“. Dieses Schicksal ereilte aber nicht nur den Architekten. Moderne Kunstgalerien zeigen uns, daß die übrigen bildenden Künstler von der Technik genauso fasziniert sind, nicht von der Bautechnik allein, sondern von allen Errungenschaften der Technik schlechthin. Kann uns das verwundern?

Eine Parallele besteht im Städtebau der jüngsten Vergangenheit. Die Kritiker prägten den Begriff der „Entmischung der Lebensbereiche“ für eine Entwicklung, bei der sich die Lebensbereiche in der Stadt nicht mehr überschneiden, wie zum Beispiel das Wohnen, das Arbeiten, das gesellige Leben. Prof. Mitscherlich gibt einem seiner Bücher den Titel „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“, in dem er dieses Problem behandelt. Zu verschiedenen Zeiten des Tages verlagert sich das Leben schwerpunktmäßig in bestimmte Stadtteile, in den anderen Gebieten hinterläßt es dann die Öde. Verschiedene Glieder vom Organismus „Stadt“ werden wechselweise vom Blutstrom durch die Auswirkungen der Technik abgebunden. So kommt es zu Kreislaufstörungen, nicht nur menschlichen, sondern auch im Leben der Städte.

Aus dem Kunstwerk ergibt sich ein Spiegelbild seiner Zeit

Die Kunstwerke sind Spiegelbild ihrer Zeit, im besonderen ihrer Künstler und Auftraggeber. Aus der Aufgeschlossenheit zur Kunst entwickelt sich der Auftrag. Zwischen Auftrag und Ausführung liegt eine Zeit, in der sich Auftraggeber und Künstler auseinandersetzen. Das fertige Werk ist so ein Ergebnis dieser Spannungen oder Harmonien. Der Auftraggeber in der Kunst ist sicherlich ebenso von Bedeutung wie der Künstler selbst. Die Auftraggeber reichen von der antiken Stadtgemeinde über die Kirche und Höfe des Mittelalters, die Fürsten, Monarchen und Persönlichkeiten der Renaissance, das Bürgertum des vorigen Jahrhunderts bis zum Kunsthandel und der anonymen Gesellschaft der heutigen Zeit.

Verfolgen wir den Künstler und seine Auftraggeber mit dem Beginn der Neuzeit, seit der Epoche, die um das Jahr 1400 beginnt. In der Malerei wird das Porträt Sinnbild der Verweltlichung der Lebensformen. Es bringt die Befreiung des Individuums zum Ausdruck. Es zeigt, daß der Mensch wieder sein eigenes Gesicht haben darf, innerlich und äußerlich. Der Mensch wird Privatmann. Für die Kunst hat das entscheidende Bedeutung, sie wird intim und hört auf, nur öffentlich zu sein. Der Innenraum im Bild wird mit eigenem Hausrat und vielen das Leben der Bewohner in unverklärter Weise widerspiegelnden Dingen ausgestattet. An die Stelle der Gesellschaft des Mittelalters tritt die Familie. Die Natur wird in die Darstellung einbezogen. Natürlichkeit und Natur werden in enge Verbindung gebracht. Auch dies hat den Einfluß der Verweltlichung bei den dargestellten Themen. In der bildenden Kunst erscheinen die Anzeichen der Reformation schon weit vor Martin Luther.

Die Malerei des frühen Naturalismus fügt sich in den Baustil der Spätgotik ein. Ähnlich berühmte Namen von Vertretern der neuen Kunst wie Dürer, Baidung Grien, Hans Holbein, Jan van Eyck treten in der Architektur nicht auf. Die Baukunst, die von dem Wissen und Können der Handwerker abhängig war, damals in der Tradition der Bauhütten begründet, war zu dieser kurzfristigen Umstellung nicht beweglich genug. Die berühmten Holzschnitzer wie Riemenschneider, Veit Stoß, Stefan Lochner arbeiteten noch in dem Rahmen gotischer Architektur, die Bewegungen und Stimmungen ihrer Figuren sind jedoch in ihrer Innigkeit schon Vorboden des Barock.

Bei Dürer sind Gelehrsamkeit und Wissenschaft häufige Themen. Abgeschlossen von der Außenwelt, in sich versunken arbeitend, völlig Individuum, stellt er den „Heiligen Hieronymus im Gehäuse“ oder die „Melancholie“ dar. Von der Zukunft der Wissenschaft anscheinend überzeugt, bringt er in seinen Darstellungen keine optimistischen Deutungen von ihrem Nutzen für die Menschheit. Seine „apokalyptischen Reiter“ brausen über die Welt dahin, Tod und Schrecken in den Händen, so einfach und gegenwartsnahe wie ein Kriegsbericht.

Die Herausstellung des Individuums im Zuge einer Verweltlichung der Gesellschaft geben der Wissenschaft und humanistischen Bildung den Weg frei. Die Einheit der mittelalterlichen Gesellschaft ist damit zu Ende. Dies geschieht zu der Zeit, als die Stadt aus dem Schutz der Stadtmauern des Mittelalters heraustritt. Die Erfindung des Schießpulvers machte die alten Mauern, die ohnehin schon die Städte wie Zwangsjacken einschlossen, bald wertlos. Diese mittelalterliche Stadt hat auf Grund ihrer Vielschichtigkeit in der Einheit bis heute überdauert und konnte durch etwas Neues, Gleichwertiges noch nicht ersetzt werden.

Auftraggeber für die Künstler blieben die Kirche und die Fürsten, es kamen die Städte mit ihren selbstbewußten Bürgern und reichen Kaufleuten hinzu. Die großen Künstler bildeten zahlreiche Schüler aus. Ihr Einfluß und ihre Ausstrahlung ging weit über ihren Arbeitsbereich hinaus, indem die Schüler in ihre Heimat nach Abschluß einer Lehr- und Arbeitszeit zurückgingen. Die Auftraggeber holten sich auch die Architekten und Künstler von weither, um mit deren Werken glänzen zu können.

Aus dem weiteren Verlauf des Kunstgeschehens ist abzulesen, daß die mittelalterliche Gesellschaftsform zu neuem Leben erstarkt ist. Die gegenreformatorische Kunst wurde zugleich eine Fürsten- und Hofkunst, jedoch war sie natürlicher, sinnlicher und impulsiver als die mittelalterliche. Die Renaissance als Begriff für das geistige und künstlerische Leben dieser Zeit ist im Wesen italienisch, sie ist eine Renaissance mittelalterlicher Lebens- und Gesellschaftsformen. Ihre großen Künstler wie Leonardo da Vinci, Michelangelo waren zugleich Ingenieur und Architekt und spielten politisch und gesellschaftlich eine wichtige Rolle. Andere Italiener wurden als Ingenieure nach Deutschland geholt, um Befestigungen zum Schutz der Städte gegen die neuen Waffen zu bauen, oft waren sie noch mit politischen Aufträgen versehen.

Mit dem Ausklang des Rokoko, der den Barock zu Ende führte, geht erst die mittelalterliche Lebens- und Gesellschaftsform endgültig zu Ende. In Deutschland durchdringt das sentimentale Naturgefühl Kunst und Leben ganz und wandelt den Rokoko in einen neuen Naturalismus. Die Kunst, die Seele sprechen zu lassen, Gefühle zu äußern, hat die Führung übernommen, was sich in den großen Leistungen in der Philosophie, Dichtung und Musik zeigt. Aus der Idealisierung der Natur wird die Antike sentimental aufgefaßt und dargestellt. Einen Antipoden als Zeitgenossen des sentimental Naturalismus hat die Zeit in Spanien hervorgebracht, der nach unseren heutigen Begriffen schon zu den Realisten gehört, der die Menschen in ihrer wahren Natur zeigt: Goya! Seine Bilder vom spanischen Hof zeigen eine Sammlung von Scheusalen und Karikaturen. Seinen weiblichen Akt „Die Maya“ konnte er der Gesellschaft nicht zugänglich machen. „Die Schrecken des Krieges“ greifen ihrer Zeit, was Kriegsreportagen anbetrifft,

weit voraus. Mit künstlerisch hochstehenden Mitteln wird in materialistischer Manier dargestellt, was heute die Illustrierten aus dem Vietnam-Krieg nicht greller beleuchten können. Er war anerkannter Maler am spanischen Hof und hat mit der Göttlichkeit im Menschen aufgeräumt. Sein Thema ist die Vertiertheit des Menschen.

Mit dem Ende des Rokoko und des Klassizismus läuft auch der Zusammenklang von Architektur, Malerei und Graphik aus. Der Naturalismus hatte kaum Beziehung zu öffentlichen Aufgaben der Kunst. Die Architektur entwickelte keinen eigenen Stil, sondern baute in Formen der Baugeschichte. Als Kunst Gegenstand des Konsums und der Produktion wurde, begann eine neue Epoche der Kunstgeschichte. Impressionismus und Expressionismus, Zeitgenossen des Bürgertums, nahmen die Natur als neuen Ausgangspunkt der künstlerischen Darstellung. Beide mündeten gewissermaßen in einer neuen Sachlichkeit. Dieser nahm sich die Architektur an, schon aus der Entdeckung von neuen Baumaterialien heraus. Maschinen, Apparate, Gegenstände, die das 19. Jahrhundert als unkünstlerisch verworfen hätte, fanden Einlaß in die Malerei. Wenn wir nun der bildenden Kunst zugestehen, zumindest Spiegel ihrer Zeit, wenn nicht sogar ihrer Zeit voraus zu sein, so gilt es nun zu untersuchen, was diese Kunst jetzt tut, wie sie die heutige Gesellschaft sieht. Gradmesser des heutigen Kunstgeschehens sollten die „Biennale“ in Venedig und die „Documenta“ in Kassel sein. Studentendemonstrationen fanden zur Eröffnung beider Ausstellungen statt.

Die ausgestellten Arbeiten der drei deutschen Künstler auf der „Biennale XXXIV“ haben den Menschen zum Thema. Die drei Künstler sind ein Maler, ein Bildhauer und ein Graphiker.

Ich zitiere aus der Einführung zum Katalog von Alfred Hentzen zu *Richard Oelze*: „In dieser Dämmerungswelt werden die Dinge schwebend, und unwirkliche, seltsame und unheimliche Metarmorphosen finden statt. Gespenstisches und Reales mischen sich in einer bedrückenden Traumwirklichkeit. Aus Felsen, Steinen, Bäumen sehen uns angstvolle oder auch einzelne Augen an, Menschen- oder Tierformen scheinen versteinert, Wolken verdichten sich zu bedrohlichen Gestalten.“

Hentze zu *Gustav Seitz*: „Von Anfang an war und blieb die menschliche Gestalt, das Urthema der Plastik, der zentrale Gegenstand seiner Kunst. Jedes Werk atmet ursprüngliche Sinnlichkeit und ungebrochene Lebenskraft.“

Hentze zu *Horst Janssen*: „Die Menschen, die sein zentrales Thema sind, werden im Bilde gleichsam der schützenden Haut entkleidet und in ihren Trieben und Lastern, ihren Freuden und Leiden durchschaut, von einem Menschen, dessen kluger und kritischer Verstand sie analysiert und dabei die eigene Person nicht

ausklammert.“

In seiner Einführung sagt Hentze allgemein: „Jeder schöpferische Künstler fügt unserem Bilde der Welt etwas Neues hinzu, erweitert oder verändert es also gewissermaßen, wenn er auch die Welt selbst nicht ändern kann.“

Goya hat in seinen Porträts des spanischen Hofes den Menschen dargestellt und mit dem Gedanken gebrochen, als Maler das Abbild seines Auftraggebers mit menschlichen Qualitäten auszustatten. Aus dieser Haltung heraus hüllt er auch sein „Inquisitionsgericht“ in ein undefinierbares Grau und enthüllt damit ihre Grausamkeit in der Vernichtung der Person. Diese Bilder von Goya leiten über in die Darstellung des Menschen an sich. Auch die Künstler der Biennale stellen den Menschen dar. Nur ist nicht mehr eindeutig ablesbar, was die Künstler meinen. Hat Richard Oelze das Schicksal der Menschen in eine Atombombenexplosion projiziert? Die Explosion klingt ab und alles ist in der Veränderung. Der Künstler scheint nicht viel Gutes daraus zu erahnen. Als ob die Erde mit ihren Menschen nun noch lange Zeit brauchen wird, um wieder menschlichen Vorstellungen zu entsprechen. Gustav Seitz gibt dem Menschen etwas mehr Hoffnung, obgleich er diesen vielgesichtig oder sein Gesicht nur als Masse und den Körper als Torso darstellt. Er sieht die urwüchsige Kraft der beiden Geschlechter! Horst Janssen füllt mit seinen Gesichtern des Menschen das gesamte Bild. Vom Haarwald verdeckt, tragen sie Raubtierzähne und die Merkmale des primitiven Menschen; stiernackig und schlitzäugig fressen sich das Gesicht von Mann und Frau ineinander. Andere Gesichter sind leere Lederhüllen, aus Lappen totenkopfähnlich ausgebeult, aus Schlitzern schauen die Augen kalt und unheimlich heraus. In dieser Zusammenstellung der deutschen Künstler hat die Biennale ein erschreckendes Bild des Menschen gezeichnet, das an die Gedanken von Goya nahezu anknüpft. Hierin zeigt sich eine Möglichkeit der Kunst, mit den Ausdrucksmitteln der Zeit und künstlerisch hochstehenden Mitteln den Menschen zu kritisieren. Diese Werke der Kunst ergreifen den Beschauer, sie bleiben nicht an der Oberfläche. Wer kann verlangen, daß nur das Schöne des Menschen, seiner Umwelt und seiner Gesellschaft dargestellt wird!

Die „Documenta 4“ in Kassel war wesentlich versuchsfreudiger als die Auswahl der deutschen Künstler für die „Biennale XXXIV“, wobei die Träger der Ausstellung der Documenta das Experiment beabsichtigten. Vier Grundgedanken scheinen sich mir aus der Übersicht der gesamten künstlerischen Werke zu ergeben:

Einbeziehung der Serie in das Kunstschaffen,

Verwendung der optischen Täuschung als Mittel der Kunst,

Programmieren eines bestimmten künstlerischen Grundgedankens, der durch Eingreifen des Betrachters unendlich viele Ergebnisse zuläßt, die Kunst

bemächtigt sich der gewöhnlichen und alltäglichen Gegenstände.

Ohne eine Orientierung nach solchen Festpunkten verläßt man die Ausstellung nur mit Erinnerungen im Unterbewußtsein, wobei es fraglich ist, ob sie bei irgendeiner Gelegenheit ins Bewußtsein herauftransportiert werden. Ganz sicher ist, daß man Gegenstände des täglichen Lebens, wie ein Waschbecken oder ein Ofenrohr, plötzlich ganz anders sehen wird, nachdem sie aus der eigentlichen Umgebung herausgelöst waren und auf Grund einer Intuition in der Ausstellung in eine veränderte Umwelt gerückt waren. Es war ja immer eine Fähigkeit der Künstler, die Gedanken des Beschauers in eine bestimmte Richtung zu lenken, beziehungsweise sie überhaupt herauszulocken. Daß der Besucher aus seinem Stumpfsinn, seiner Taubheit, seiner Blindheit herausgefordert wurde, ist ein großer Erfolg der Documenta. Die heutige Gesellschaft kann kaum noch hören, sehen, empfinden und reagieren.

Der Naturalismus versucht den Menschen zu befreien. Über fünf Jahrhunderte der Kunstgeschichte steht die Kunst heute in der verstärkten Hinwendung zur Wirklichkeit, und trotzdem wird diese wiederum durch eine neue Unwirklichkeit getarnt sein, die uns die Kunsthistoriker der späteren Jahre recht genau aufzeigen können, nur in der Gegenwart wird uns diese Unwirklichkeit nicht definiert werden. Die Documenta verändert auch unser Bild von der Kunst. Kunst haben wir bisher immer von Können hergeleitet und meinten damit die Anweisung der Hand vom Geist her, bis zur höchsten Vollendung im Zusammenspiel dieser beiden Komponenten. Nun gibt der Künstler die Anweisung, er programmiert seine Idee, zur Verwirklichung kann der Mensch XYZ herangezogen werden. Ist dies das Spiegelbild unserer Gesellschaft von heute oder von morgen?

Jede Gesellschaftsform benötigt den Künstler und sein Werk

Am Anfang meines Aufsatzes behauptete ich vom frühen Naturalismus bis zum Naturalismus des 20. Jahrhunderts die Beziehungen der bildenden Kunst zur Gesellschaft herzustellen und deutlich zu machen, daß dieses „man“ nur eine kleine Gruppe der heutigen Gesellschaft umfaßt. Die Gesellschaft ist außerordentlich vielschichtig, stellt jedoch keine Einheit in der Vielschichtigkeit dar. Die Gruppe der Gesellschaft, die ich mit „man“ bezeichnet habe, ist nicht groß und setzt sich aus Wirtschaftsgesellschaften, Firmen, Privatleuten, der öffentlichen Hand, den Museen und dem Kunsthandel zusammen. Dem Künstler steht also weitgehend eine kleine, anonyme Gruppe der Gesellschaft gegenüber, bei der es sehr schwer ist, die Anonymität zu durchbrechen, weil innerhalb dieser Gruppe nun durchaus nicht Einzelpersonlichkeiten stehen, sondern irgendwelche Gremien, deren Entschlußfreudigkeit relativ gering ist. Die mangelnde Entschlußfreudigkeit erklärt sich wiederum aus ihrem geringen Kontakt zu

Künstlern und deren Werken.

Der Künstler ist von alters her auf Auftraggeber und Käufer angewiesen, nicht nur, um leben zu können, sondern auch, um neue Anregungen zu empfangen und geben zu können. Dem Künstler fehlt dieser Kontakt heute weitgehend. So möchte ich behaupten, daß es ohne neue Ideen nicht möglich ist, aus dieser Isolierung herauszukommen. Neue Wege sind in der „Documenta 4“ besonders deutlich aufgezeigt. Über das Eindringen in die moderne Architektur führt der Weg in den Alltag, in den täglichen Umgang der breiten Gesellschaft mit der Idee des Künstlers. Ohne die Bewältigung der modernen Baustoffe, ohne die Serie, die Einbeziehung des Handwerkers und der industriellen Fertigung ist dies nicht möglich. Die Voraussetzungen dem Künstler in der heutigen Architektur einen Einflußbereich zu geben, sind mit Hilfe der modernen Produktionstechniken gegeben. Es kann auch nicht mehr von Dauer sein, daß der Künstler sein Werk nur neben die Architektur stellt und als Zutat bezeichnen läßt. Voraussetzung für die Verschmelzung ist wiederum, daß Architekt und Künstler diese Forderung der Zeit erkennen und danach handeln. Nur so ist eine Abwertung des Standes der bildenden Künstler in den Augen der Gesellschaft auf lange Sicht aufzuhalten. Mit der Bildung einer „verantwortlichen Gesellschaft“ muß sich auch ein allgemeines Kunstepfinden entwickeln und der bildende Künstler auf den Alltag Einfluß nehmen, weil keine Gesellschaftsform ohne den Künstler und sein Werk auskommt.

Seit über einem Jahrzehnt ist eine Veränderung im Gange, die für den Künstler um so erregender ist, als sie seine Stellung in der Gesellschaft auf die Dauer noch mehr verändern muß als diese selbst.

Martin Schmid in „Kunst als Utopie und Sozialkritik“ in „Der Monat“, Heft 242

Präsentation und Rezeption der Kunst

Die in jedem Jahr im Monat Dezember in Kiel stattfindende Landesschau schleswig-holsteinischer Künstler ist mehr als einmal Gegenstand der Kritik gewesen. Warum sollte es diesmal anders sein? Die jetzige Kritik an der Landesschau und der gleichzeitig stattfindenden juryfreien Ausstellung war der Anlaß zu der nachstehenden sehr akzentuierten Stellungnahme, die wahrscheinlich nicht nur mit Zustimmung rechnen kann, sondern auch Widerspruch finden wird. (Die Red.)

Es ist im Augenblick nicht möglich, über moderne Kunst zu sprechen oder zu schreiben, ohne Stellung zu beziehen. Der Kunstfreund, der Kritiker, der Kunsthistoriker, sie müssen den Hochsitz des Beobachters verlassen, selbst auf die Gefahr hin, die Übersicht zu verlieren. Aber es geht nicht nur um die Kunst selbst, sondern auch (vor allem?) um die Präsentation und Rezeption der Kunst, also um das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft.

Anlaß zur erneut aufgeflamnten Diskussion über diese Frage ist in Schleswig-Holstein die am 1. Dezember in der Kieler Kunsthalle eröffnete Landesschau schleswig-holsteinischer Künstler. „Die jugendlichste Landesschau, die es je gab“ (H. H. Henseleit), hat trotzdem oder gerade deswegen zum Teil heftige Kritik geerntet. Es wird moniert, daß eine Reihe der in den letzten Jahren oder Jahrzehnten bekannt gewordenen Künstlerinnen und Künstler unseres Landes von der von ihnen selbst gewählten und autorisierten Jury abgewiesen worden sind. Es wird gefragt, ob einige der bisher unbekannteren, jüngeren Maler oder Bildhauer denn wirklich besser seien als ältere oder alte, deren Arbeiten deklassiert wurden. Es wird gefragt, ob aus diesem Grunde und vor allem auch deswegen, weil viele der prominentesten Künstler unseres Landes (ob sie nun in Schleswig-Holstein oder anderswo wohnen) nicht an der Landesschau teilnehmen wollen, diese „repräsentative“ Ausstellung überhaupt noch als solche gelten kann. Es wird angeregt, eine bessere Jury zu wählen, nämlich eine Jury aus „Kunstgelehrten und Kunstkritikern aus möglichst entlegenen Landschaften“ (Dr. W. Hambach). Es wird ausgesprochen (mit der ironischen Bitte: „Man verzeihe die profane Feststellung!“), daß die Landesschau „trotz aller künstlerischen Ambitionen in erster Linie eine Weihnachtsmesse ist, in der Bilder verkauft werden sollen“ (H. H. Henseleit). Und es wird schließlich festgestellt, daß sich die juryfreie Ausstellung, so wie sie jetzt gehandhabt wird, nicht bewährt hat.

Wer in den letzten Jahren die Landesschauen schleswig-holsteinischer Künstler aufmerksam verfolgt hat, konnte bemerken, daß sich zunehmend bei vielen Künstlern und Kunstinteressierten ein Unbehagen darüber einstellte, daß sich der

Anspruch dieser Landesausstellung immer mehr von ihrer wirklichen Bedeutung als repräsentative, d. h. in erster Linie, wenn das Wort überhaupt einen positiven Sinn haben soll: als sachliche Information über jeweils wirkräftige künstlerische Bestrebungen in Schleswig-Holstein oder von schleswig-holsteinischen Künstlern außerhalb unseres Landes entfernt hat. Diese Entwicklung hat viele Gründe. Sie allein bei der offiziellen Kunstpolitik des Landes oder bei den Ansichten und Bestrebungen, den Organisationsformen der einheimischen Künstler zu suchen, wäre verfehlt. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß im gesellschaftlichen Gefüge nicht nur Schleswig-Holsteins Unruhe und eine bisher keineswegs überblickbare und absehbare Bewegung entstanden ist, die Formen und Übereinkünfte, die sich lange Zeit bewährt haben (denn sonst hätten sie nicht so lange bestanden), in Frage stellen. Überall wird von Grund auf überdacht, was gewesen ist und noch besteht.

Es ist wieder einmal soweit, daß die Festredner den gesteiften weißen Kragen ablegen sollten und daß der Nelkenstrauß am besten ungekauft bliebe. Auch der geschliffenste Eröffnungsredner von Kunstausstellungen sichert sich heute obligatorisch mit selbstironischen Floskeln ab. Derjenige ist ein Falschspieler, der noch immer vorgibt, die moderne Kunst von 1880, 1906, 1914, 1920, 1950, 1960 verteidigen zu müssen. Der Worte, die diese Kunst überschwemmt haben, sind unfassbar viele. Wer überhaupt einen Sinn für die Kunst und für Kunstinterpretation hat, dem braucht man van Gogh, Picasso, Kirchner, Beckmann, Nay und Schumacher nicht mehr wie einen neugefundenen Schatz anzupreisen. Der Kampf um diese moderne Kunst ist zu Ende. Wir wissen, was wir daran haben. Worauf es heute ankommt, ist, das Wissen zu vertiefen, die großen Räume dieser Kunst nach allen Richtungen hin auszuschreiten, zu untersuchen, unterscheiden zu lernen oder auch einfach in sich ein Wohlbehagen wachsen zu lassen, das man an diesen Dingen haben kann wie an allem, was historisch geworden ist.

Der Württembergische Kunstverein in Stuttgart hat zu einer Ausstellungseröffnung am 6. Dezember dieses Jahres (1968) in ungewöhnlicher Weise eingeladen: Ein dreiteiliges Faltblatt gibt außer den nötigen Informationen über Beginn und Dauer der Ausstellung usw. weitere über ihren Sinn, und zwar mit Abbildungen, sogar (warum nicht?) mit einigen werbewirksamen Angeboten und Anreizen. Uwe M. Schneede, der Direktor des Kunstvereins (den Lesern dieser Zeitschrift noch aus seiner Kieler Studentenzeit bekannt), schreibt: „Der Kunstverein will in dieser Ausstellung ausdrücklich keine ‚Kunstwerke‘ im üblichen Sinne zeigen und propagieren, sondern Objekte vorstellen, deren auf die Realität bezogener Inhalt, gerichtet auf das kritische Bewußtsein des Betrachters, maßgeblich ist. Diese Ausstellung wird sicher und hoffentlich umstritten sein, weil R. keine nur ästhetisch hinzunehmenden Tafeln anbietet, weil er keinen irrationalen Anspruch stellt, weil er keinen subjektiven Ausdruck vermittelt, der immer ankommt. R. zielt auf etwas,

er fordert zur Stellungnahme heraus, und das ist man von der Kunst, weil man sie gern weit über der Realität schweben sieht, häufig nicht gewohnt. Unser aller dauerndes Bedrohtsein durch Krieg, Unterdrückung und Not macht R. bewußt mit Hilfe farbig verfremdeter Gegenstände, die an Feuer, gewaltsame Verbrennung, Tod erinnern. Jeder Zeitgenosse ist angesprochen.“

Es ist nicht zu ändern, das wirkliche Interesse ist heute auf einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Fülle des Gegenwärtigen und Vergangenen gerichtet. Es ist wie eine Krankheit über uns gekommen, die uns für so vieles mit Blindheit geschlagen hat, was — wir wissen es trotzdem — gut, wahr, wesentlich, zentral ist und bleiben wird. Der ist der schlechteste Arzt, der uns unsere Krankheit vorhält und versucht, uns Medizin mit den Namen Humanismus, Innigkeit, Heimat, Tradition, Würde, Bildung, Allseitigkeit einzuträufeln. Wir übersehen mit Schneede absichtlich, daß die Objekte, die keine „Kunstwerke“ sind, Kunstwerke sind oder sein können — die Dialektik aller künstlerischen Antikunst! Was sie uns wert macht, ist der in ihnen enthaltene Anteil an Leben, den wir auf uns beziehen können. Das Mißtrauen aller Kunst gegenüber, die verstellt, vertuscht, verwischt, wächst ständig an. Martin Walser schreibt keinen Roman, sondern gibt einen „lebenswahren“ Bericht mit Vor- und Nachwort heraus. Das Theater geht auf die Straße, wird erotisch oder living, der Film blüht im underground, Rühmkorf sammelt Volksvermögen ein, Fichte gammelt herum, Enzensberger politisiert, Grass, obwohl Feind Enzensbergers, tut es auch — und so weiter. Pop art wird Unterrichtsfach in der Schule — als eine Art Lockerungsübung für Jugendliche (kürzlich ist ein Buch von Florian Merz hierüber erschienen). Ganze Bereiche moderner Kunst (ohne Anführungsstriche) werden mit einfachen Mitteln durch jedermann reproduzierbar. Bierzunski hat nichts dagegen, wenn Mågård Bilder von Bierzunski mit Filzstiften auffrischt, ja er ermuntert ihn dazu. Bei Rowohl ist jetzt Johannes R. Bechers (wir schreiben jetzt wieder: Johannes R. Becher) altes Buch „Abschied“ erschienen, dessen schräggedrucktes Vorneweg lautet: „Abschiedsmusik ertönt. Eine Abschiedsfeier beginnt. Wir sind alle dazu eingeladen. Es gilt Abschied zu nehmen, von Menschen und Zeiten. Von vielem, was uns verwandt und teuer war, nehmen wir Abschied, und das Scheiden tut weh. Aber wir nehmen auch Abschied, fröhlich nehmen wir Abschied, ohne ‚Auf Wiedersehen!‘ zu sagen, ohne ‚Lebewohl!‘. Von uns selbst nehmen wir Abschied in langen, schmerzlichen Abschiedsstunden, denn von dem Vergangenen scheidend, muß auch von dem Vergangenen in uns selbst geschieden sein. Manches auch lebt weiter, von dem wir glauben, auf immer Abschied genommen zu haben. Darum sagen wir nicht zu voreilig: ‚Auf Nimmerwiedersehen!‘ Abschied. Und: es soll anders werden! Mach dich fertig! ‚Vergiß das viele Gute nicht!‘ mahnt es dich, und es warnt zugleich: ‚Gib acht! Schau nach, was du mitnimmst‘. Die Zeit des großen Abschiednehmens war gekommen.“ Ungerechte Ungeduld trifft allzu

vieles. Die Werke Dürers und Elsheimers und Caspar David Friedrichs und Nolde; Goethes, Wilhelm Raabes und Wilhelm Lehmanns Werke, sie müssen sich heute in Geduld üben. Sie leben am lebendigsten noch im Taschenbuch, ohne Anspruch, fast anonym.

Die Landesschau schleswig-holsteinischer Künstler ist zu präventiv, ihre alte Aufgabe hat sich überlebt. So, wie sie sich augenblicklich darstellt, ist sie nicht mehr zu gebrauchen. Man sollte sie abschaffen.

Keine Jury der Welt ist in der Lage, aus der schlechten, überflüssigen Landesschau eine gute, brauchbare zu machen. Die Landesschau selbst muß verändert werden.

Wie kann das geschehen? Vorerst nur mit utopischen, übertriebenen, praktisch unbrauchbaren Gedanken:

Zunächst höre man auf, die Kunst zu jurieren, die Kunst für die Künstler zu reservieren. Die Kunst und die Künstler sollen aus ihrem Reservat, aus ihrer Reserve herauskommen. Sage uns niemand, es sei Kunst, was sie machen. Wir wollen das Wort nicht mehr hören. Begleite man sie, die Kunst, nicht mit Musik, verräuchere man sie nicht mit Weihrauch. Verkünde uns niemand, die Kunst setze Zeichen der Zeit, setze der Zeit Zeichen. Wage niemand, die Stimme zu dämpfen, wenn er „Kunst“ sagt. Sprechen wir von Bildern, Plastiken, Büchern, Liedern, Musik, Objekten, Dingen, Texten (ich weiß, daß sich Günter Grass über diese Bescheidenheit lustig gemacht hat!). Sagen wir nicht über jeden Künstler dasselbe, vor allem nicht: „schicksalhaft“. Holen wir doch den Künstler vom Podest herab und mischen ihn, wie es der Zufall will, unter die Menge, vielleicht ergibt sich dabei, daß der Künstler besser Mitglied der Kieler Palette wäre, oder daß die Menge entdeckt, daß einer ein Künstler ist.

Die Landesschau sollte aus der Kunsthalle ausziehen, zum Beispiel in die Kieler Ostseehalle, Jahr für Jahr sich um die Weihnachtszeit herum dort für einige Wochen einmieten (mit Unterstützung der Landesregierung), sie sollte ihren Namen ablegen und dafür sorgen, daß alle, die Lust haben, das, was sie gemacht haben, dort ausstellen. Die Landesschau sollte Henseleits profane Feststellung wahr machen und mit allen Mitteln der Werbung (meinetwegen auch mit wundervollen, verkäuflichen Posters) ihre Sachen anbieten. Aufhängekommission wäre die völlig fachfremde Leitung der Ostseehalle, vielleicht unterstützt durch Dekorateur oder Innenarchitekten. Kein Mensch soll gezwungen werden, bevor er die große Halle betritt, einen Revers zu unterschreiben mit dem Glaubensbekenntnis, daß er nun gleich eine Begegnung mit geweihter Kunst haben wird. Jeder darf leiden mögen, was er leiden mag, einen Bettermann ebensogut wie einen Brockmann, trotz aller Unterschiede. Jeder darf kaufen, was er will, kein Baedeker macht drei Kreuze. Die Landesschau muß vergessen, daß sie eine Landesschau war. Und wenn sie es ganz vergessen hat, vielleicht wird

sie es ja dann wieder.

Ich wiege mich in der utopischen Hoffnung, daß in der „Großen Juryfreien“ auch alle die ausstellen wollen, die es jetzt nicht tun, weil sie nicht wollen oder nicht dürfen. Der Hamburger Hans Kock aus Kiel wäre bestimmt dabei, vielleicht ja auch Gotsch und Röhl und Rickers und Kröhnert und Hensel und Skodlerrak und Hansing und Röttger und Haese und Rathjen und Voss und Glasen und Dienst und Jochims und Bierzunski? (Ich nenne nicht alle.) Vielleicht ja auch einer, der gar kein Schleswig-Holsteiner ist, oder ein Däne, warum nicht Dyke Johannsen? Es ist einfach ungerecht, repressiv, diktatorisch, wenn man zum Beispiel Annemarie Ewertsen und vielen anderen die Möglichkeit nimmt, einmal im Jahr Arbeiten dem Publikum anzubieten, wo und wann sollen sie es sonst tun? Wer kann die Verantwortung dafür übernehmen, daß man Frau Ewertsen Chancen nimmt, die für sie Existenz bedeuten? Diese Verantwortung trägt niemand ruhigen Gewissens, auch nicht im Namen der „Kunst“ oder im Namen eines Anspruchs, der nicht erfüllt werden kann.

Die „Große Juryfreie“ ist die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite sehe ich Ausstellungen, die wir genauso nötig brauchen: sie werden veranstaltet von Einzelnen, Engagierten, seien es Professionelle von Museen, Kunstvereinen oder Galerien, seien es Privatleute, Mäzene, Clubleiter u. a., je mehr, desto besser. Derjenige, der sie macht, darf sich nicht scheuen, ungerecht zu sein, undankbar, verräterisch, irritierend. Er muß es riskieren, daß, was er tut, nicht ankommt. Er muß ergreifen, was ihn interessiert, was er für wichtig und aktuell hält, er muß auswählen, was zur Stunde paßt, sei es den Franzosen R., dessen Arbeiten Schneede jetzt in Stuttgart zeigt, sei es Ludwig Richter oder den Kieler Zimmermann. Es brauchen keine großen Ausstellungen zu sein, sogar eine Arbeit zur Zeit könnte genügen. Warum nicht?

Es wird noch eine gewisse Zeit dauern, bis wir wieder eine überlegene, umfassende, ruhige und beruhigende Weltanschauung haben. Nach dem letzten Krieg haben wir die Provisorien allzu bereit, zu schnell und gründlich aufgegeben. Jetzt brauchen wir das Provisorium nötiger als vieles andere.

A. PAUL WEBER

Seine Begegnung mit Hans Schmidt-Gorsblock

A. Paul Weber, der Maler und Graphiker, konnte am 1. November in dem kleinen Orte Schretstaken, nicht weit von Mölln, seinen 75. Geburtstag feiern. Seine künstlerischen und menschlichen Beziehungen zu Nordschleswig waren der Anlaß für eine Ausstellung seines Schaffens in der Deutschen Bücherei in Apenrade Ende September, die große Beachtung fand. A. Paul Webers Beziehungen zu Nordschleswig stehen auch im Mittelpunkt der nachstehenden Betrachtungen über das Werk des Künstlers, das in seiner Weite nicht an Nordschleswig gebunden, aber doch von dorthier beeinflusst ist.

Wer kennt sie nicht, die schonungslos offenen und die schalkhaft gemütvollen, aber beziehungsreichen Zeichnungen und Lithographien des kritischen Kalendermachers A. Paul Weber? Die Presse, das Fernsehen, Ausstellungen in vielen Städten und vor allem die „Kritischen Kalender“ geben uns Gelegenheit, mit seinen Arbeiten vertraut zu werden. Wirklich volkstümlich ist der heute fünfundsiebzigjährige Künstler aber wohl doch nur deshalb, weil seine Bilder uns eindrucksvoll ansprechen und etwas zu sagen haben.

A. Paul Weber ist es auf eigene Art gelungen, das Erleben zweier Kriege und der Zeit wirtschaftlicher, aber mehr noch geistiger Not zwischen den Kriegen ebenso auszudrücken wie die brennenden Fragen unserer Zeit. Tief beeindruckt haben ihn die Wandervogelbewegung und seine lange, mutige Zusammenarbeit mit dem eigenwilligen und redlichen Ernst Niekisch, der in seinen Lebenserinnerungen über den gemeinsamen Weg berichtet, der in der Zeitschrift „Widerstand“ seinen Ausdruck gefunden hat. Bedeutsam für unser Grenzland war es, daß A. Paul Weber 1931 durch den Hamburger Großkaufmann Töpfer den Auftrag zur künstlerischen Ausgestaltung der Jugendherberge am Knivsberg erhielt und daß ihn seit jener Zeit eine enge Freundschaft mit Hans Schmidt-Gorsblock verbindet, dem gütig-humorvollen Bauern, Lehrer und Schriftsteller Nordschleswigs. A. Paul Weber illustrierte Schmidt-Gorsblocks für den „Deutschen Volkskalender Nordschleswig“ bestimmte Erzählungen: Letzter Dienst (1935), Der Glücksbrief (1941), Jens Einwenig (1942), Das Ungeheuer (1942), Die Fuchsjagd (1943), Jäger im Moor (1944), Die alte Straße (1944), und Die Hochzeit (1945).

Die Zusammenarbeit für den Volkskalender, die mit einem Thema zur bäuerlichen Not nach der Weltwirtschaftskrise des Jahres 1931 begonnen hatte, wurde von Jahr zu Jahr fruchtbarer. Das erscheint auffallend, denn in Deutschland selbst

mußte A. Paul Weber das Leben eines Außenseiters führen, weil er 1932 zu Ernst Niekischs Kampfschrift „Hitler, ein deutsches Verhängnis“ u. a. das Bild eines tief in der Erde stehenden Sarges gezeichnet hatte, in das sich ein fahnen- und standartenschwingendes, im übrigen aber gestalt- und gesichtsloses Kollektiv stürzt. Die Feldzeichen der Massen waren die der neuen Bewegung und das Emblem am Fußende des großen, das Verhängnis symbolisierenden Sarges das Zeichen dieser Bewegung. Zu dieser sehr eindeutigen Zeichnung hat Ernst Niekisch in seinen Lebenserinnerungen später gesagt, daß sie wahrhaft prophetisch gewesen sei. Weber selbst ist zu bescheiden für große Worte. Er sagt einfach, daß er mit seiner Meinung nicht allein gewesen sei.

Für die schonungslose Klarheit in dieser und in ähnlichen Zeichnungen wurde er zur Rechenschaft gezogen. Diese Rechenschaft hat in einer ganzen Reihe von Gefangenenbildern, vor allem aber in der Lithographie „Der Staatsfeind“, ihren Niederschlag gefunden. Sympathisch und versöhnlich an diesem Blatt ist die Auswechselbarkeit des Staatsfeindes. Wir sehen nur die Erniedrigung und wenn man will auch die Freiheit des Menschen in der Gefangenschaft, in welcher, das bleibt sich ebenso gleich wie die Schuld oder Unschuld des Staatsfeindes.

Nahe verwandt diesen im Grunde tief religiösen Gefangenenbildern sind seine Darstellungen der Unschuld, etwa in der Zeichnung, die er „Madonna“ nennt und auf der wir eine junge Mutter sehen, die auf dem Arm ihr Kind trägt, verfolgt von einer johlenden Menge. Uninteressant ist heute der Anlaß zu diesem Bild, erschütternd jedoch die Eindringlichkeit, mit der hier die Bergpredigt in unsere Welt übertragen und das Gebot anschaulich gemacht wird, nicht zu richten, um selbst nicht gerichtet zu werden.

Als es dann in der Mitte der dreißiger Jahre nicht mehr möglich war, unmittelbar auszusprechen, was gesagt werden mußte, da griff A. Paul Weber auf eine reiche und durchaus allgemeinverständliche Symbolsprache zurück. Er zeichnete die Bilder, die seit jeher bei seinen Freunden und Sammlern im höchsten Ansehen standen: lebenswerte und in sich gekehrte, um klugen Rat nie verlegene Eulenspiegel, kluge Füchse, gewitzte und im Wettlauf mit dem Hasen bewährte Swinegel oder andere Typen, die es fertig bringen, wie Angler und Jäger, ihr eigenes, auf sich selbst gestelltes Leben zu führen. Er zeichnete das Zwiegespräch zwischen Eulenspiegel und dem König, das er „Wie sagen wir's dem Volke?“ nannte, oder „Die Geduldigen“, das berühmte Zwiegespräch zwischen Eulenspiegel und dem Fuchs auf einer Weide, deren Stamm das Hochwasser zur Hälfte bereits überspült. Das Blatt entstand 1935, und man hat das besonnene Ausharren inmitten einer dunklen und unheilträchtigen Flut damals gewiß nicht allein gemütvoll oder idyllisch, sondern durchaus auch so politisch verstanden, wie es gemeint war.

A. Paul Webers Einzelgänger sind alles andere als abseitige Sonderlinge, die mit

der Welt nicht fertig werden, wie oberflächliche Kritiker zuweilen schreiben, sondern im Gegenteil in sich gefestigte und nicht unterzukriechende Typen, mit denen zum Glück die Welt nicht fertig wird und die eben nicht mit den Wölfen heulen wie jener angstfahle und im Gehabe der Wölfe zitternde Mensch auf dem Blatt, das er „Mit den Wölfen muß man heulen“ nannte. Diesen volkstümlichen Spruch veranschaulichte A. Paul Weber im Jahre 1943 offensichtlich, weil er selbst nicht mit den Wölfen heulen wollte und gerade deshalb sein Verhalten in jener Zeit eben doch als ein Mitheulen empfinden mußte. Bemerkenswert ist die Parallele zwischen A. Paul Webers personifizierter Angst unter den Wölfen aus dem Jahre 1943 und dem Schauspiel über das Leben des Galilei, das Bert Brecht kurze Zeit vorher in der Emigration in Dänemark geschrieben hatte. Brecht läßt darin Galileis Verhalten durch ihn selbst unnachsichtig und offen mit der Bemerkung erklären, daß er die Werkzeuge des Henkers gesehen und den körperlichen Schmerz gefürchtet habe.

Auch in den Erzählungen Schmidt-Gorsblocks begegnen uns auf sich selbst gestellte und in ihrer Art feste Persönlichkeiten. Ihre Unbeugsamkeit ist weitgehend durch die Geschichte des Grenzlandes Schleswig bedingt, aber sie wissen auch, daß „Wege zwischen Nachbarhöfen gebahnt sein müssen durch den Gang der Menschen her und hin, und daß Nachbarschaft den traulichen Klang und die Bedeutung helfender Anteilnahme verliert, wenn Weg und Steg verwachsen“. Die gleiche Lebensauffassung bei A. Paul Weber und Hans Schmidt-Gorsblock hat offensichtlich ihren Ausdruck gefunden in der harmonischen Übereinstimmung der Federzeichnungen mit den Erzählungen, ebenso auch in einem selbstbewußten und klaren Porträt Hans Schmidt-Gorsblocks in Öl und schließlich in dem bis zur Ausgelassenheit frohen Blatt „Im Stoppelwind“, das auf ein gemeinsames Drachensteigenlassen in Gorsblock bei Lügumkloster zurückgeht, ein Erlebnis, das A. Paul Weber wohl nicht ohne Absicht in die Symbolwelt einer frohen und freien Igelgesellschaft übertragen hat.

Betrachten wir nun die Arbeiten A. Paul Webers für den „Deutschen Volkskalender Nordschleswig“, dann beeindrucken vornehmlich die Zeichnungen zur Fuchsjagd. Schmidt-Gorsblock erzählt hier in verhaltenem Humor von einer Jagdgenossenschaft, deren Zechkasse vom Pelz Reinekes lebt. Nach mühevolem Treiben und peinlichen Fehlschüssen wird einer der Sonntagsjäger des Opfers habhaft. Mit brennenden Pfeifen oder Zigarren zieht man zum alten Wirtshaus am Ochsenweg. „Sein Schenkrecht stammt aus der Zeit der großen jütischen Ochsentriften, als es wegen der Nachtgräsung erforderlich gewesen war, daß die Wirtschaft außerhalb des Dorfes lag. Mit den Ochsen aber blieben die Gäste aus, und nun sitzt der Wirt zwischen zwei Dörfern und hat nur den Stolz auf die Tradition übrigbehalten.“ Hier versteigern sie das Fell und setzen den Erlös in

gehaltvolle Getränke um. Aber beim Aufbruch stellt sich zu guter Letzt heraus, daß der Fuchs nicht mehr vor der Tür liegt und daß die Jäger, vor allem ein Großsprecher, der sein Fell ersteigerte, geprellt wurden. Reineke Fuchs war nur scheinot. Im Schnee blieben gerade noch seine deutlichen und von den geprellten Jägern mit fassungslosem Staunen oder heimlicher Freude betrachteten Spuren zurück.

Diese im Gegensatz zu ihrer Zeit unheroische und heitere Kurzgeschichte aus dem Volkskalender 1943, in der ein Fuchs es wagte, seine Jäger zu prellen, hat A. Paul Weber sichtbar gefallen. In der Mappe mit seinen Zeichnungen des Fuchses, des Wirtes am Ochsenweg und der Jäger zur Fuchsjagd findet sich die Widmung: „Diese Zeichnungen entstanden vom 18. bis 21.10.1942. Ungefähr 60 Entstehungsblätter gingen diesen sieben endgültigen Fassungen voraus — von denen 33 aufgehoben und beigegeben wurden — Die Arbeit gehört dem Hause Hans Schmidt-Gorsblock. A. Paul Weber.“

Die zähe Gründlichkeit, von der wir hier beiläufig erfahren, ist charakteristisch für A. Paul Weber. Oft lassen ihm einzelne Themen Jahre hindurch keine Ruhe, und er zeichnet sie immer wieder neu, so lange, bis die Aussage ihm verdichtet genug erscheint.

Das Motiv des davonschleichenden und seine Verfolger prellenden Fuchses griff er 1960 für die „Neuen Geschichten vom alten Fuchs“ noch einmal auf. Nur sind an die Stelle der harmlosen Schmidt-Gorsblockschen Jäger jetzt dämonische Untiere getreten, die von ihrem furchterweckenden Eindruck überzeugt sind und die den Fuchs an einer trüben Straßenecke mit ihren martialischen, aber gerade darum untauglichen Waffen und Ketten auflauern möchten. Aber hoch oben auf der Mauer, in deren Schatten sich die kampfesfreudigen Unholde ducken, übertölpelt sie Reineke Fuchs und streicht vernünftig sicher an ihnen vorüber. Eugen Kogon kann nur an dieses Bild gedacht haben, als er in seiner Einleitung eben jenes Buches vom Fuchs schrieb, daß A. Paul Webers Zeichnungen „uns Mut machen, keine Lage, in die uns die Mächtigen bringen oder bringen möchten, so leicht als ausweglos anzuerkennen. Sie verurteilen nicht nur die rohe Gewalt als unmenschlich, sondern auch die Dummheit als menschenunwürdig“.

Im gleichen Volkskalender 1943 finden wir eine bitterernste Erzählung Schmidt-Gorsblocks: „Das Ungeheuer“. Das ist ein Ballon, der mit seinem Halteseil über das Land schleift. Er zerreißt eine Hochspannungsleitung und verbindet sie mit den Drähten der Weidezäune. Sorglos will der Bauer Jens nach dem Rechten sehen und einen Zaundraht nach unten drücken, „da zischt die lauernde Schlange und schlägt ihr Opfer“. Dieses Opfer hatte gerade zuvor beim Heuen dem Gedanken nachgehungen, daß in der Welt ein böser und für ihn unverständlicher Krieg sei. Als unmittelbar darauf der Ballon neben dem Hof zur Erde geht, da

beschleicht die Frauen ein lähmendes Angstgefühl. In dem Bild des sprunghaft niedergehenden Ballons „steht das Unheimliche, das Unentrinnbare des Krieges drohend vor ihnen“. Auf dem Erdboden wird die Ballonhaut nach kurzem Zögern von gierigen Frauen zerschnitten. Sie sind wie die Ameisen an einem toten Käfer, sie denken nur an Umhänge und Regenmäntel. Dann aber bringt ein Bote die Nachricht von dem, was geschah. In einem Stück Ballonhaut wird der Tote nach Hause getragen. Die vier Federzeichnungen A. Paul Webers zu dieser Erzählung stellen das Ungeheuer des Fesselballons dar, das hier abgebildete gierige Zerschneiden seiner Haut, das Wegtragen der Beute und das bittere Ende: die Mutter mit dem toten Jens.

Wenige Jahre später übertrug A. Paul Weber die Darstellung der gierigen Frauen an der Ballonhaut auf eine Personengruppe, die in gespenstischer Unrast ein Kruxifix aus einem Sumpfloch zieht. Eine der Frauen klammert sich dabei an einen Baumstumpf, in dem sich die Umriss eines aufheulenden Wolfes abzeichnen.

In dieser dunkel getönten Federzeichnung, die A. Paul Weber „Der Fund“ nannte, übertrug er die Gier nach Stücken der Ballonhülle auf ein Kruzifix. Aber ein Kruzifix ist etwas anderes als ein Fetzen Stoff. Der Bedeutungswandel ist unheimlich. Das Blatt macht deutlich, daß es Werte gibt, die man nicht einfach wieder zurückholen kann, wenn man sich leichtfertig von ihnen getrennt hat.

Im folgenden Volkskalender erfahren wir in der Erzählung „Die alte Straße“ von besonders eigentümlichen und ihrer Umwelt verhafteten Menschen aus Norburg auf Alsen. Auch hier besteht eine auffallend enge Übereinstimmung zwischen den beschriebenen und den von A. Paul Weber gezeichneten Typen, wie etwa in den Zeichnungen von der Witwe Kühne, wie sie einmal mit ihrem Strickstrumpf gebannt vor dem Spion sitzt, jenem Fernsehgerät des 19. Jahrhunderts, das heute schon beinahe ausgestorben ist, und wie sie nach ihrem eigenen Pfingstputz die alte Straße abgeht, um Haus für Haus einer sachkundigen und strengen Musterung zu unterziehen. Auf diese Musterung soll sich dann ihr gefürchtetes Urteil über die Hauswesen der kleinen Stadt aufbauen. Spitz und voller Neugier erscheint die Witwe Kühne, so wie sie beschrieben wurde und so wie A. Paul Weber sie gezeichnet hat. Aber wir empfinden keine kalte, sondern eine nachsichtige und mit menschlichem Verständnis gezeichnete Neugier.

Im Jahre 1943 entstanden die Zeichnungen zur alten Straße in Norburg. Auf das gleiche Jahr gehen auch die ersten Entwürfe zu A. Paul Webers schauerlichem Gerücht zurück. Das ist die bekannte und im wahrsten Sinne des Wortes berüchtigte Darstellung eines wurmartigen Fabelwesens mit großen Augen, langen Ohren und spitzer Zunge. Dieses Untier fliegt an einem überdimensionalen Gebäude vorbei und tritt dabei in äußerst lebendige Beziehung zu den

Lebewesen, die hier hausen. Offensichtlich besteht ein Zusammenhang und eine Steigerung zwischen der kleinbürgerlich verknöcherten und im 19. Jahrhundert verhafteten Neugier der Witwe Kühne und der heutigen klassenlosen Neugier, die uns im Gerücht vor Augen steht. „Das Gerücht“ entstand in der gleichen Zeit, in der Orwell einsam und verzweifelt über das logische Grauen des Jahres 1984 schrieb. Aber der Zusammenhang zwischen der Witwe Kühne und dem Gerücht macht auch wieder deutlich, daß es einfach unrichtig wäre, A. Paul Weber so etwas wie ein Gefühl für das Unabänderliche der Finsternis nachsagen zu wollen. In Wirklichkeit denkt er gar nicht daran, uns mit der ewigen Finsternis vertraut machen zu wollen. Das, was er uns treffend und eindringlich zeigen möchte, ist das unheilvolle Wesen des Gerüchts. Oder auf dem Blatt, auf dem die Opfer vor einem Schlächter antreten, um beinahe mit Lust ihr Rückgrat entfernen zu lassen, ist es die Darstellung einer Existenz ohne Rückgrat.

In seinen eindringlichen und packenden politischen Zeichnungen ist A. Paul Weber im Grunde nichts anderes als der gleiche Brillenverkäufer wie jener redliche Eulenspiegel mit dem Bauchladen, der uns im „Kritischen Kalender 1969“ gegengen wird. Seine Bilder sollen, wie es die Aufgabe eines Kalendermachers nun einmal ist, vorbereiten, und sie sollen aufrütteln, so daß der Beschauer unwillkürlich wach wird und nach dem Einfluß des Gerüchts auf sein Verhalten fragt oder, beim Anblick der Lemuren vor dem Schlächter, nach der Unversehrtheit des eigenen Rückgrats, und schließlich beim Anblick der personifizierten Angst inmitten der Wölfe, wie er sich unter dem Einfluß mißbrauchter Macht verhalten würde.

Gewalt und Macht werden nicht mehr mißbraucht, wenn es zu den Gesprächen kommt, die A. Paul Weber immer wieder lithographiert hat. Bezeichnenderweise läßt er diese Gespräche gern Überlebende führen, sicher nicht aus hoffnungslosem Pessimismus, sondern um eindringlich die Notwendigkeit des Gesprächs vor Augen zu führen und die Widersinnigkeit zu zeigen, die darin liegt, miteinander erst dann zu sprechen, wenn es eigentlich zum Gespräch schon zu spät ist. A. Paul Weber zeichnet Gespräche zwischen Partnern, die zuhören können, weil sie einander etwas zu sagen haben. Wohl zu unterscheiden sind seine Gespräche von sogenannten Podiumsdiskussionen oder von Informationsgesprächen, die mit Gesprächen oft nur den Namen gemeinsam haben.

Wie tief A. Paul Webers Sehnsucht nach wirklichen Gesprächen ist, das zeigt jenes Bild, in dem Eulenspiegel ein Glas vor sich stehen hat und in dem er dem Betrachter aus der bauchigen Flasche in ein zweites Glas einschenkt. Sein offenes Auge läßt erkennen, daß das, was er einschenkt, die wohlmeinende Wahrheit ist. Diese Zeichnung, der A. Paul Weber den Untertitel „Noch einen?“ gab, ist eins seiner schönsten Motive. Denn der klaren und offenen Wahrheit ist er sein Leben

lang treu geblieben. Dann aber wird in diesem Bild deutlich, daß es mit der in sich selbst ruhenden Einsamkeit auf die Dauer nicht getan ist und daß Wahrheit wie selbst ruhenden Einsamkeit auf die Dauer nicht getan ist und daß Wahrheit aus der Einsamkeit zur Mitteilung und zur Bildung neuer Gemeinschaft drängt. Wünschen wir A. Paul Weber, daß es ihm vergönnt sei, die ganz schlichte Wahrheit noch eine gute Zeitlang mit gleicher Klarheit und Frische einzuschenken und daß seine Wahrheit mithilfe, wie Martin Buber es hoffnungsvoll ausgedrückt hat: „Der gegenwärtigen Wirklichkeit standzuhalten, bis der Morgen dämmert und ein neuer Weg sichtbar wird, wo niemand ihn ahnt.“

Literaturnachweise: Widerstand. Zeitschrift für nationalrevolutionäre Politik. Hrsg. von Ernst Niekisch und A. Paul Weber. 1930—1932. Deutscher Volkskalender Nordschleswig. 1932—1945. Weber, A. Paul: „Kritischer Kalender“ 1960—1969. Clan Presse; „Tierbilder-Kalender“ 1967. Clan Presse; „Hoppla Kultur“, Vorwort von Fritz Fuglsang, Flensburg. Bertelsmann 1954; „Handzeichnungen und Druckgraphik“. Frankfurter Kunstkabinett. Vorwort von Otto Monsheimer. 1954 (Ausstellungskatalog); „Graphik“. Vorwort von Georg Ramseger. Stalling 1956; „Mit allen Wassern...“, Vorwort von Eugen Kogon. Bärmeier & Nickel 1960; Niekisch, Ernst: „Gewagtes Leben“, 1958. – Die angegebene Literatur befindet sich in der Stadtbücherei Flensburg und in der Deutschen Bücherzentrale Apenrade.

Der Versuch einer Antwort auf die Frage „Wie muß ein Mensch, dessen Werk einen so absoluten Pessimismus ausstrahlt, leben?“

HANS SCHMIDT-GORSBLOCK

Erbarmen mit A. Paul Weber

Eine Betrachtung über A. Paul Weber und sein Werk aus Anlaß seines 75. Geburtstages am 1. November — „Kein Erbarmen mit den Menschen“ von Lottemaria Doormann (Flensburger Tageblatt) — ist sehr einseitig und läßt zum mindesten eine Ergänzung erforderlich erscheinen zu der Frage „Wie muß ein Mensch, dessen Werk einen so absoluten Pessimismus ausstrahlt, leben?“

Will man Webers Werk verstehen und deuten, so müßte es von seiner Naturverbundenheit und seiner eigenen naturhaften Art aus geschehen. Der freie Raum, als dem ursprünglichen Zuhause der Menschheit, ist ihm anregend und vertraut. Die Natur offenbart ihm ihre strengen, unausweichlichen Gesetze, in ihr erholt er sich von den Menschen wie von dem zu Zeiten beherrschenden Zwang seiner Phantasie und den nach Gestaltung drängenden Plänen, und selbstvergessen gibt er sich bald der Stimmung einer Landschaft, dann der nachsinnigen Betrachtung ihrer Einzelheiten hin.

Er hat in seinen Werken „Pan“, der in der fernsten, menschenvergessenen Einsamkeit die Sonnenstunden verträumt und jäh einen verirrtten Wanderer in blinden Schrecken versetzt, hat den „Waldschrat“, den harmlosen Kobold, der, den Menschen äffend, im verdämmernden Licht des Hochwaldes um die flechtenbehangenen Bäume huscht, und auch das „Wasserweib“, das den in sich versunkenen Fischer in die Tiefe zieht.

Will er die Landschaft — in großer Szenerie oder in idyllischem Ausschnitt — erfassen, so greift er meist zu Pinsel und Palette, und Bilder von großer Geschlossenheit und Stimmungsklarheit gelingen ihm. Man muß bedauern, daß dem Künstler neben dem Hauptanliegen der kritischen Graphik bisher zu wenig Zeit für sowohl Landschaft als auch Porträt geblieben ist. Was insonderheit die Darstellung des menschlichen Antlitzes betrifft, so wird erkennbar, wie überzeugend ihm die Charakterisierung gelingt — und er malt weder Hexen noch Dämonen.

Doch Webers Interesse ist auch eingefangen von der Natur in der Vielfalt ihrer Einzelercheinungen, und selbstvergessen kann er sich ihrer Betrachtung hingeben: er weiß von der edlen Form eines Blattes und von dem besonderen Duft einer Blüte noch nach Jahren; er beobachtet das Kleingetier in seiner Dumpfheit so gern wie die höheren, instinktklugen Tiere der Heimat, und oft regen sie ihn zur Gestaltung an. Dabei liebt er es — man weiß nicht immer, wem zu Ehren — die

Tiergestalten in menschlichen Situationen und in freundlicher Sphäre menschlichen Handelns und Erlebens auftreten zu lassen. So zeichnet er — wörtlich genommen haargenau — ein Hamsterpaar, das sich heimlich im Schutze einer Weizenhocke zu einem Steldichein begegnet ist, und es wirkt so menschlich, daß es unmittelbar an das „Liebespaar in den Ruinen“ erinnert, das die Stunde des Beisammenseins genießt, ungeachtet der Zerstörung. Wie versonnen und zeitentrückt ist auch das Fischotternpaar im Boot, das den dunstigen Sommernachmittag in der Stille des schilfrandigen Teiches verbringt: er mit Angelgerät und Pfeife, sie mit dem großmütterlichen Strickstrumpf beschäftigt. Ein Blatt zeigt das Eichhörnchen, das mit gefülltem Tragekorb über einen derbrindigen Eichenast dem Nest zustrebt, ausschließlich dem nützlichen Tun hingegeben. Es könnte ein Kleingärtner sein, der auf der Schubkarre den Wintervorrat in den Keller verfrachtet. Er versammelt eine weinfrohe Runde von Maikäfern um die „Maibowle“, läßt die blauen Käfer „Frischen Mist“ fachgerecht über den Acker in gerade, gleichmäßige Haufenreihen verteilen, schickt die Grille als „Gratulant“ steif und stelzig vor Wohlangezogenheit und Benommenheit vor die Tür des Geburtstagsfräuleins und teilt — nicht ohne Hintergedanken — gar den aufgeklärten Würmern im eigens dafür konstruierten Luftschiff die verantwortungsvolle Erforschung des „inneren Luftraums“ zu. Und vielseitiger noch die Menagerie: „Spielende Frösche“ tauchen auf, triumphierende Wildeber tragen seltene Beute und ein jungfräuliches Mäuschen vergeht in Scheu und Erwartung vor der zukunfts-kundigen Eulenmatrone.

Weber aber folgt der eifrigen Feder und den Gestalten seiner gelösten Phantasie mit einem feinen Lächeln, denn der Humor gehört zu seinem Wesen und er schätzt ihn in allen Spielarten: drastisch „Im stillen Winkel“, wo die Marktfrau Erholung sucht, schmunzelnd im „Ritt“, wo der Reiter mit schrägem Blick nach unten gewahrt wird, wie die Frau im Herrensitz hinter dem Sattel mit der großen Zehe Bewegungsübungen macht, die ihn betreffen, oder wenn „Der Kavalier“ — gleich Mann mit aufgekrempelten Hosen — hilfsbereit eine deftige Frau durch den kalten Bach trägt; ein nachsichtiges, doch verstehendes Lächeln folgt der Seehundmutter, die ihr „allerliebstes Baby“ zum Photographen führt; nicht ohne Anzüglichkeit ergeht es dem Patriarchen, der mit einem ausgewachsenen Affen am Schachbrett sitzt, und die Festversammlung ehrfurchtergebener Fische — es könnten wohl gar richtige Dorsche sein —, die zur Ordensverleihung zusammengerufen ist, und ein sarkastisches Lächeln in Kauf nehmen.

Der Humor ist Weber im Leben treu geblieben, und bei dem Auf und Ab der wechselnden Phasen ist verständlich, daß er auch in Galgenhumor umschlagen konnte, so in dem Selbstbildnis „Zu spät“, das wiederum aber die Hintergründigkeit seiner Darstellung verrät, indem er sich wohl am Gardinenhaken anbringt, zugleich doch mit einem Auge nach dem Geldhaufen blinzelt, und also unter Bedingungen,

die nicht ganz ernst genommen sein wollen.

Webers enge Verbindung mit der Natur, die letzten Endes dem reichen Fonds seiner überkommenen Anlagen entspringt, prägt Mensch und Werk. Er liebt so das Echte und Schlichte, das Unverbogene und Unverstellte und ist an keine enge, überalterte Form oder Konvention gebunden. Von solcher Gesinnung aus ist er der Zeit- und Menschenkritiker, der Maskenreißer, der unbekümmerte Demaskierer geworden. Er sieht den Menschen als gegebene Realität, durchforscht ihn bis auf den letzten Grund und stellt ihn als solche dar, spiegelt wider, was tief unter der Oberfläche sich regte, und fällt sein Urteil. Doch dabei weiß er von der Abhängigkeit des einzelnen von Erbe und Umwelt und scheut sich, vorbehaltlos zu hassen und zu verdammen. Das Anliegen des Getroffenen ist es, die Auseinandersetzung mit sich selber zu Ende zu führen.

A. Paul Weber im „absoluten Pessimismus“? Gewiß führt er uns eine ganze Galerie von Unzulänglichkeiten vor Augen. Überpatrioten und Kriegsgewinnler, Schleicher und Denunzianten, Überhebliche und Herzlose, Mitläufer und Gedankenarme, aber das sind doch Typen, die nicht für den ganzen Menschen stehen, die jeder kennt, ja zu denen man gar — beileibe nicht direkt, aber doch um einige Ecken herum — verwandtschaftliche Beziehungen würde eingestehen müssen. Und braucht man Pessimist zu sein, um Denunzianten und Schmeichler widerwärtig, Gewinner an der Not anderer gemein zu finden? Sind nicht Unterdrücker jeder Sorte unmenschlich, Kriegstreiber um eigener Interessen willen verbrecherisch? Oder welcher geistig Gesunde belächelt nicht den albernen Hochmut der Exklusiven und steht gleicherweise erschüttert vor der „unsterblichen Dummheit“ einer verführten, kritiklosen Masse wie vor dem anmaßenden Aufbruch der Verantwortungslosen! Weber zeigt es auf, eindringlich, überspitzt, häßlich und bedrückend, leidet darunter und will die Geister scheiden.

Aber neben dieser Galerie der Unmenschen, der Bösen oder Schwachen weiß er die Echten und Unverbildeten, die Mitmenschlich-Verstehenden, ja die Hilfwilligen und Aufbauenden. Oft sind sie leidende Opfer der Hemmungslosen, und da muß der Künstler, der selber im Positiven steht, immer wieder die Nachtseite der menschlichen Natur bloßstellen, muß deuten und warnen, um den guten Kräften zu dienen.

Das ist der immanente Sinn seines kritischen Werkes: eine anspruchslose, im Realen wurzelnde und in der Realität des Menschen und seiner Gesellschaft wirkende natürliche Sittlichkeit.

WITWE KÜHNE

Madame Kühne, wie sie allgemein genannt wurde, brauchte nicht oft das Haus verlassen; die Menschen kamen ja zu ihr in den Laden und durch das Fenster. Aber einmal im Jahr hatte sie einen notwendigen Gang, den sie nie versäumte, nämlich nach dem großen Pfingststreinemachen. Dann ging sie langsam und leicht watschelnd mit schwarzer Satinschürze angetan durch die Straße von einem Ende zum anderen und sah sich die Front, Haus für Haus und Fenster für Fenster, an. Es war durchaus kein gewöhnliches Sehen. Der Ausdruck fehlt für eine Beobachtung, die alles mit einem Blick umfaßt und doch jede Veränderung des Anstrichs, der Gardinen, Vasen und Topfblumen feststellt und im Gedächtnis aufnotiert. Ja, bis in das Halbdunkel der Stuben drang Madam Kühnes Forscherblick und fing etwa einen neuen Lehnstuhl, einen bunten Staubwedel oder ein blankes Krümchenbrett auf seiner Wanderung ein.

Es war wirklich eine Leistung, und die Spuren der Anstrengung waren unverkennbar, denn die schmalen Lippen, die zu Madam Kühnes Gesicht gehörten, waren völlig verschwunden und einer geraden, blassen Falte gewichen. War dieser fast rituelle Gang beendet, atmete jede Hausfrau erleichtert auf. Das Urteil über ihr Hauswesen war gefallen; nun würde es hinter dem kleinen Ladentisch mit Semmeln oder Blumen, Absatz für Absatz, verteilt und rubriziert werden.

Außerdem hatte sie einen Sohn, der in einem fernen und gefährlichen Land sein Brot verdiente. Und so waren ihre Gedanken stets auf dem Wege zwischen der nächsten Nähe und der unvorstellbaren, allzufernen Ferne.

Aut: Hans Schmidt-Gorsblock: „Die alte Straße“, Deutscher Volkskalender Nordschleswig 1944

A. PAUL WEBER.

Die Menschen sind dumm und häßlich und böse. Die Welt ist widerwärtig und übel bestellt. Was sich als Fortschritt tarnt, führt geradewegs zu Mord und Massengrab und Untergang. Das ist das hoffnungslose Fazit eines Mannes, der seit nunmehr fünfzig Jahren nicht aufgehört hat, mit unbestechlicher Zeichenfeder die Grimasse menschlicher Niedrigkeit anzuprangern.

Wie muß ein Mensch, dessen Werk einen so absoluten Pessimismus ausstrahlt, leben? Gibt es für ihn persönlich einen Schimmer der Hoffnung und Liebe? Was an Liebe in seinem Werk sichtbar wird, gilt dem Abseitigen, denjenigen, die am Rande der Welt und der Gesellschaft leben: dem Einsiedler und Stromer, dem Fischer und Jäger, Fuchs und Eulenspiegel, aber am meisten dem Narren, den er

nicht aufhören kann mit melancholischer Zuneigung in sein Herz zu schließen.

Lottemaria Doormann im „Flensburger Tageblatt“

NEUE SCHLESWIGISCHE LITERATURBRIEFE

4 / 1968

Mit der vierten Folge der Neuen Schleswigschen Literaturbriefe legen wir eine Übersicht über Äußerungen zur Kunst unserer Zeit aus Deutschland und Dänemark vor. Die dänischen Titel sind in Dansk Centralbibliotek, die deutschen in der Stadtbücherei in Flensburg entleihbar. Dieser Übersicht folgen die Besprechungen zweier Romane, deren Autoren und Stoff in besonderer Beziehung zum Grenzland stehen. Daran schließt sich eine Würdigung der Bände 2 und 3 der d+d-Bücher, der dann ein Hinweis auf drei weitere Neuerscheinungen von besonderem Interesse für unsere Leser folgt.

DEUTUNGSVERSUCHE UND DOKUMENTE ZEITGENÖSSISCHER KUNST

Adelmann, Marianne:
Europäische Plastik der Gegenwart. 1966.

Baumgarth, Christa:
Geschichte des Futurismus. 1966.

Becker, J. W., u. Vostell:
Happenings, Fluxus, Pop Art, Nouveau réalisme. 1966.

Claus, Jürgen:
Kunst heute. Personen, Analysen, Dokumente. 1965.

Deinhard, Hanna:
Bedeutung und Ausdruck. Zur Soziologie der Malerei. 1967.

Dienst, Rolf-Günter:
Pop Art. 1965.

Dienst, Rolf-Günter:
Positionen. Malerische Malerei — Plastische Plastik. 1968.

Documenta 4. Internationale Ausstellung.
27. Juni bis 6. Oktober 1968. Katalog 1. 2.

Grzimek, Waldemar:
Deutsche Bildhauer des 20. Jahrhunderts.
Leben — Schulen — Wirkungen. 1968.

Haftmann, Werner:
Malerei im 20. Jahrhundert. Text- u. Tafelband. 1968.

Gestaltendes Handwerk 1968/69.

Hirschfeld, Peter:
Mäzene. Die Rolle des Auftraggebers in der Kunst. 1968.

Hoffmann, Gretl:
Reiseführer zur modernen Architektur. 1968.

Jacobus, John:
Die Architektur in unserer Zeit zwischen Revolution und Tradition. 1966.

Kahnweiler, Daniel-Henry:
Ästhetische Betrachtungen. Beiträge zur Kunst des 20. Jahrhunderts. 1968.

Katalog der Nationalgalerie. Verzeichnis der Vereinigten Kunstsammlungen der Nationalgalerie und der Galerie des 20. Jahrhunderts in Berlin. 1968.

Kellerer, Christian:
Objet trouvé u. Surrealismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. 1968.

Kindlers Malerei Lexikon. Bd. 1-6. 1964-68.

Kinkel, Hans:
14 Berichte. Begegnungen mit Malern und
Bildhauern. 1967.

Kultermann, Udo:
Architektur der Gegenwart. 1967.

Kultermann, Udo:
Geschichte der Kunstgeschichte. 1966.

Kunst und Kybernetik. Ein Bericht über 3
Kunsterziehtagungen Recklinghausen
1965, 1966, 1967. 1968.

Kunst unserer Zeit. Hrsg. von Will
Grohmann. 1966.

Leonhard, Kurt:
Die heilige Fläche. Gespräche über
moderne Kunst. Und objokus. Neue
Gespräche. 1966.

Lippard, Lucy:
Pop Art. 1968.

Madsen, Stefan Tschudi:
Jugendstil. 1967.

Rathke, Ewald:
Konstruktive Malerei. 1967.

Read, Herbert:
Geschichte der modernen Plastik. 1966.

Ruhrberg, Karl:
Der Schlüssel zur Malerei von heute. 1965.

Schierz, Heinz:
Neue Kunst — neue Wege. Erfahrungen
bildender Künstler nach Bitterfeld. 1967.

Strich, Christian:
So sind die Menschen. Porträts und Proben
der großen Karikaturisten. 1967.

Trevelyan, J.:
Tiefdruckgrafik heute. 1966.

Wember, Paul:
Bewegte Bereiche der Kunst. 1963.

Wescher, Herta:
Die Collage. 1968.

Zankl, Hans:
Kunst, Kitsch und Werbewirkung. 1966.

KUNSTZEITSCHRIFTEN

Bauen und Wohnen
db — Deutsche Bauzeitung — die
Bauzeitung

du
Die Kunst und das schöne Heim
Das Kunstwerk

*

Andersen, Mogens:
Omkring kilderne. Den moderne
malerkunst. Artikler om kunst i udvalg ved
Ole Storm. 1967.

Bille, Ejler:
Picasso. Surrealisme. Abstrakt kunst. 2.
udg. 1966.

Bro over kulturkløften. 1965.

Ernst, Helge: Det moderne Maleri. 1966.

Henningsen, Poul:
Hvad med kulturen? 2. opl. 1968.
1. udg. 1933.

Henningsen, Poul:
Kunsten og samfundet. 1964.

Jacobsen, Georg:
Noget om konstruktiv form i billedkunst.
Suivi d'une traduction en français. 1965.

Jespersen, Gunnar:
De abstrakte. Linien. Helhesten.
Høststudstillingen. Cobra. 1967.

Johansson, Ejner:
Kunst i dag. 1963.

Mennesket og kunsten. Kunstarternes
oprindelse og udvikling. Dansk red.: Aage
Marcus. 1964.

Pejling af modernismen. Redigeret af Knud
W. Jensen. 1962.

Sarvig, Ole:
Krisens billedbog. 2. forøgede udg. 1962.

Schwalbe, Ole:
Se på kunst. 1968.

Thorsen, Jens Jørgen:
Modernisme i dansk kunst. 1965.

Zibrandtsen, Jan:
Moderne dansk maleri. 2. rev. udg. With an

English version. 1967.

Ørskov, Grethe:
Om skulptur. 1967.

KUNSTTIDSKRIFTER

Arkitekten / Arkitektur / Billedkunst Kunst /
Louisiana-Revvy / Paletten

EIN DEUTSCHER UND EIN DÄNISCHER ROMAN

Beide hier angezeigten Werke, „Deutschstunde“ und „Fabrikanten“, sind Glücksfälle im Leben an der Grenze. Sie künden von der Schönheit des Lebens, seiner Tiefe und Gefahr, von dem Sieg, den der davonträgt, der nicht träge ist, sondern sich und andere fragt: Was sollen wir tun?

Geht es bei Lenz um den einzelnen, seine Entfaltung und seine Freiheit und um den Staat, der im negativen Fall dem einzelnen feindselig und seltener dem einzelnen positiv gegenübersteht, so geht es bei Linnemann um den einzelnen, sein Können und seine Entfaltung in einem geographisch und psychisch ganz bestimmten Raum.

Lenz, Siegfried: Deutschstunde.
Hamburg 1968, 559 S.

Die Handlung des in diesem Herbst erschienenen und vielbesprochenen Romans von Siegfried Lenz „Deutschstunde“ ist in den äußersten Norden Deutschlands verlegt. Sigg Jepsen, der junge Sohn des Dorfpolizisten Jens Jepsen aus Glüserup an der Nordsee, erzählt seine eigene Geschichte. Ihm wurde in der Erziehungsanstalt, in der er sich befindet, als Strafarbeit aufgetragen, einen Aufsatz über „Die Freuden der Pflicht“ zu schreiben. Diese Strafarbeit wächst sich zu einem Gesamtbild seiner Heimat und ihrer Menschen, seines bisherigen Lebens und vor allem seines Vaters Jepsen und des Malers Max Nansen aus.

Natürlich schrieb Lenz keinen Schlüsselroman, aber zweifelsohne inspirierte ihn die Situation Emil Noldes zu seinem Tun. Nansen (wie Nolde) erhielt von den Machthabern der nationalsozialistischen Zeit Malverbot. Jepsen, der Jugendfreund, mußte es überbringen und überwachen, was er im zunehmenden krankhaften Drang zur Pflichterfüllung auch tat. Hier die Pflicht des

kleinen Staatsdieners, dort die Pflicht der freien, einer aus der Gnade des Künstlertums reifenden Persönlichkeit — das ist das Grundthema. Der Abgrund zwischen diesen beiden Männern ist unüberbrückbar. Der Maler zum Polizisten: „Du bist so, sagte mein Vater, du allein. Es gibt andere, viele andere, die sich an die allgemeine Ordnung halten — du brauchst deine persönliche Ordnung.“ Und der Maler, als man ihn nach der Befreiung durch die englische Besatzungsmacht in die große Welt holen will: „Meine Metropole liegt hier. Hier habe ich alles, was ich brauche, und sogar mehr: die paar Jahre, die ich noch habe, reichen nicht aus, um alles über dies Stück Land zu sagen, was sich zu sagen lohnt. Allein die heimliche Bevölkerung hier, in der Erde, der Luft, oder was sich im Moor bei Nacht, oder am Strand, und die Hellhörigkeit der Leute hier, bei schwarzem Himmel, ihre Angst, ihre Gesichte, ihre langsamen Gedanken, oder die Art, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, was Jens?“

Mit diesem Buch hat der Ostpreuße Siegfried Lenz, der im Sommer auf Alsen wohnt, sich eine zweite Heimat geschaffen. Er gestaltete die Landschaft mit den Mitteln

der Sprache in einer Nolde kongenialen Weise. Es stehen Sätze in diesem Roman, die zu tieferem Verständnis dieses Malers führen, er gab den Alltag hierzulande, den er zugleich überhöhte, und er gab darüber hinaus einen der bisher bedeutendsten künstlerischen Beiträge zu dem, was wir höchst unvollkommen in der Alltagssprache die Bewältigung der Vergangenheit nennen. Kein lautes — aber ein innerlich klares und starkes Buch, das seine Stärke aus der tiefen Weisheit einer Toleranz holt, die noch nie Schwäche war. Dazu ein Buch, das aus souveräner Beherrschung einer Rahmentchnik des Erzählens geschaffen wurde, das durch seinen Gedankenreichtum und seine Form also in nahtloser Verbindung beider ein Beispiel engagierter künstlerischer Aussage zur Zeit, aber noch mehr als das ist.

Dr. H. P. Johannsen

*Linnemann, Willy-August:
Fabrikanten, Gyldendal. Kopenhagen.
1968.
203 S., 22,80 DM.*

Zu dem neuen Buch „Fabrikanten“ von W. A. Linnemann, geboren in Harrisleefeld, dürfen die Leser des Grenzlandes, seien sie deutscher oder dänischer Gesinnung, den Autor und sich selbst beglückwünschen. Den Autor, weil das Buch erneut und vermehrt Zeugnis eines künstlerischen Schaffens ablegt, durch das Linnemann sich als eine dichterische Persönlichkeit von Rang darstellt; sich selbst, weil hier am Denken und Tun der Menschen an der Grenze gezeigt wird, daß wir uns anschicken, in eine neue Epoche zu gehen. Linnemann erleichtert uns durch seinen Roman unser Selbstverständnis in dieser Situation. Er schreibt ein Werk, das uns nicht nur Aufschlüsse über ihn, sondern

auch über uns selbst gibt. Was er sagen will, vergleicht er mit den Ereignissen und dem Leben in und um den Fabrikanten Adam Sunesen Schleswiger, der als Bauernsohn nördlich der Flensburger Förde aufwächst. Wir sprechen aus guten Gründen ungern vom „Bauernroman“, hier aber erlebt der Leser ein vollkommenes Zeugnis der Arbeit und Poesie, der Enge und der Weite bäuerlichen Lebens, in dem die einzelnen Mitglieder der Familie Schleswiger stellvertretend für eine allgemeine Entwicklung stehen.

Alles fließt — dies ist eines der großen Themen des Romans. Aus der Enge des agrarischen und patriarchalischen Lebens gehen wir hinüber in die dezentralisierte Welt des automatisierten Zeitalters. Daß das im besonderen auch eine Umwertung in dem so penetrant und so vergeblich gepflegten Gemeinschaftsleben eines erstarrten Nationalismus bedeutet, ist eine Alltagserfahrung des Grenzlandes.

Eine der darstellerisch und sprachlich besonders schönen Szenen ist jene, in der es Adam Sunesen Schleswiger aufgeht, daß alle Erfindungen im Stoffe vorgefunden werden. Man muß sie nur sehen können. Er „sah“ den Thermostaten und schuf mit ihm und für ihn (auf Alsen tat es Mads Clausen im „Garten Gottes“) eine Großstadt. Diese Stadt ist ein Beispiel der Evolution schlechthin, denn (wir sind nun im Roman in Flensburg) mit ein wenig Sinn für Geschichte konnten die Bürger ihre Stadt als Fischerdorf, als Fördestadt, als Handelsstadt, als Grenzstadt und in der Zukunft als Industrieort und als Ausbildungszentrum visionär erkennen. Jene neue Stadt, die einmal zu beiden Seiten der Förde von der Luft aus gesehen sich als ein Wald von Hochhäusern darstellen, die technisch eine Einheit sein, die aber in sich den gefilterten geistigen Wert des Nationalgefühls zeigen wird, jene

Stadt, in der das Gefühl für die Region wachsen wird, in der Deutsche und Dänen sich gegenseitig inspirieren werden, jene Stadt ist die große Vision Linnemanns. Er sieht sie als Partner zwischen Hamburg und Kopenhagen. Linnemanns Buch ist ein an der Gesellschaft engagiertes Buch, ist aber auch das Bekenntnis eines Dichters. Die großen Revolutionen im Innern der Einzelpersönlichkeit unserer Tage — die

erotischen, religiösen und sozialen Veränderungen des Lebens — sind zugleich das Thema.

Und dieses Thema wird mit den kunstvoll bedachten Mitteln einer Prosa, die in der Verwendung von Leitmotiven an die Erzähltechnik Thomas Manns erinnert, gestaltet. Das neue Buch Linnemanns ist ein Ereignis nicht zuletzt im Grenzland.

Dr. H. P. Johannsen

Ich will die Begriffsmauer durchbrechen, ich will nicht länger eingesperrt sein. Ich will aus der alten Welt heraus und hinein in die neue. Ich will hinein in das Unbekannte — jenseits allen Fassungsvermögens. Ich will meine Zukunft im Unbekannten schauen — im Grenzenlosen jenseits aller gewohnten Vorstellungen — grenzenlos neugierig, will ich ewig verzaubert sein.

W. A. Linnemann: „Fabrikanten“, S. 200

DIE D + D-TASCHENBÜCHER BAND ZWEI UND DREI

Troels Fink:

*Deutschland als Problem Dänemarks
Christian Wolff Verlag, Flensburg
1968, 126 S., 4,60 DM.*

Ab November 1963 erschienen in „Flensburg Avis“ in zwangloser Folge einige Aufsätze des bekannten dänischen Historikers Professor Troels Fink über das Jahr 1864 im historischen Zusammenhang, über die führenden dänischen Politiker der Krisenzeit (Orla Lehmann, C. C. Hall, D. G. Monrad, A. F. Krieger u. a.), über die Gefahr einer Revolution in Dänemark, Bismarcks Politik usf., die der interessierte Grenzlandbewohner mit großem Gewinn las. Es handelte sich hierbei um den Abdruck von Radiovorträgen, die etwa zur gleichen Zeit vom dänischen Rundfunk ausgestrahlt wurden und dann in dänischer Sprache als „Acht Vorträge über die Krise Dänemarks 1863—64“ in Buchform veröffentlicht wurden. Bekannt waren damals schon die „Fünf Vorträge über die

dänische Außenpolitik nach 1864“ des gleichen Verfassers. Es ist sehr zu begrüßen, daß diese dreizehn lesenswerten Aufsätze nun die Grundlage für eine deutsche Übersetzung geworden sind und zusammen erschienen sind, erweitert um ein Kapitel „Die Mitgliedschaft Deutschlands in der NATO und die Minderheitenerklärungen des Jahres 1955“, das teils die gekürzte Fassung des 1962 auf dem Flensburger Kongreß der FUEV gehaltenen Referats „The Minority Regulation in the Borderland of Schleswig on Historical Background“ (gedruckt in „Europa Ethnica“, 1/1963, S. 10 ff.) ist, andererseits aber dadurch erweitert wurde, daß die Minderheiten-Erklärungen deutlicher in den größeren historischen Zusammenhang (Ost-West-Spannung, NATO) gestellt wurden.

Für die Veröffentlichung dieser historischen Arbeiten bot sich die neue Taschenbuchreihe „d+d“ an, denn es liegt doch gerade in der Absicht ihrer

Herausgeber, dem deutschen Leser aus kompetentem Munde die Probleme des deutsch-dänischen Verhältnisses früher und jetzt nahezubringen. Man ist sogar hier im Grenzland immer wieder erstaunt, wie gering vielfach die Kenntnisse der Geschichte unseres Nachbarlandes sind! Die Übersetzung besorgten Richard Todsén und Fräulein Hickmann. Der deutsche Text ist gut lesbar, wenn auch im Ausdruck zuweilen etwas umständlich, da er sich an die Vorlage stark anlehnt. Man liest nicht gern, Bismarck habe „die reinste Machtpolitik“ (S. 43, Original: „den rene magtpolitik“) geführt; und Düppel „den letzten Haltepunkt auf dem schleswigschen Festlande“ (S. 45 f.) zu nennen, ist gewiß nicht gerade geschickt. Aber es soll uns hier nicht um solche Einzelheiten gehen! Troels Fink stellt die nicht immer leicht durchschaubaren Zusammenhänge bei souveräner Beherrschung des Stoffes so dar, daß der Leser mit zunehmendem Interesse den Darlegungen folgt. Erfreut ist man über das abgewogene Urteil, das Bismarck und seiner Politik in jenen Jahren um 1864 zuteil wird; Friedrich von Holstein zählt man in der deutschen Geschichtsschreibung allerdings nicht zu den „verantwortlichen“ deutschen Staatsmännern (S. 85), er war nie Staatssekretär (S. 87, 91), wenn er auch bis April 1906 großen Einfluß auf die auswärtige Politik des Deutschen Reiches ausübte. Wichtiges erfährt man über die Verhandlungen vor dem ersten Weltkrieg, bei denen es um die Haltung Dänemarks ging, das ja die Zugänge zur Ostsee beherrschte. Der deutsche Leser weiß meist nur über die deutsche Außenpolitik dieser Epoche gegenüber England, Frankreich und Rußland Bescheid. Immer wieder ging es für die dänische Außenpolitik um die Frage, ob Neutralität zu wahren oder zur Sicherung des Landes eine

Bündnispolitik zu betreiben sei. Das vorletzte Kapitel behandelt den Kriegsausbruch 1914 und den 9. April 1940. Daß es nach den Ereignissen des letzten Krieges zu dem friedlichen Nebeneinander der Minderheiten im Grenzland diesseits und jenseits der Grenze gekommen ist, bildet den erfreulichen Abschluß der Darstellung. Es heißt am Schluß des Büchleins: „Die Minderheitenerklärungen können als ein Zeugnis des guten Willens zwischen den Nachbarländern Dänemark und Deutschland genommen werden. Soweit die Wirkung bis jetzt zu überblicken ist, ist sie eine gute gewesen. Die Entspannung im deutsch-dänischen Grenzgebiet ist nach 1955 leicht zu erkennen. Nach einer Kampf- und Leidenszeit von mehr als 100 Jahren ist es erfreulich festzustellen, daß alte Gegensätze sich abbauen lassen und daß es jetzt möglich ist, an der Nahtstelle der beiden Völker, wo die Kämpfe besonders hart waren, ein harmonisches, aber innerlich spannungsreiches Alltagsleben zu führen.“

Bemerkenswert ist, daß gleichzeitig mit den beiden aktuellen Bänden über Dänemark und Deutschland dieser geschichtliche Beitrag aus so qualifizierter Feder eines führenden dänischen Historikers vorliegt. Wer wird das deutsche Gegenstück „Dänemark in der deutschen Außenpolitik 1840—1968“ schreiben?

Gerd Vaagt

*

*Heinz Dähnhardt:
Bundesrepublik Deutschland aktuell
Christian Wolff Verlag, Flensburg
1968, 192 S., 4,60 DM*

Es erfüllt uns mit Wehmut, daß es Dr. Heinz Dähnhardt nicht vergönnt wurde, sich über die Früchte des bedeutenden Sammelwerkes, das er und seine

Mitarbeiter Johannes Meyer und Gert Roßberg kurz vor seinem Tode vollendeten, zu erfreuen. Nun wird der dritte Band der d+d-Bücher eine schöne Erinnerung an sein Werk und seine Persönlichkeit darstellen.

Das Buch bringt 52 Aufsätze über die politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Verhältnisse in Westdeutschland, entnommen aus 22 der bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften in der Bundesrepublik. Viele davon könnten zum Zitieren verleiten, jedoch hier wird es nur möglich sein, einige der zahlreichen Themen, die behandelt werden, zu erwähnen: die Frage, ob das kommende Europa ein Europa der Vaterländer oder eine europäische Handelsrepublik werden wird, ob der staatserhaltende Gedanke zugunsten der Rücksichtnahme auf die Gesellschaft weichen muß, und natürlich wird auch die Stellung innerhalb der EWG erörtert. Ein Verfasser bezeichnet sie als eine Realität, während ein anderer darauf hinweist, daß ihre endgültige Form und die Vereinigung Europas davon abhängig sein wird, ob de Gaulle seine fixen Ideen aufgibt, und daß England gewillt sein wird, ökonomischen Fortschritt zu entfalten. Danach wird der Weg offen sein für einen Zustand, wo Amerika seine Weltmachtinteressen mit einem werdenden europäischen Superstaat teilen wird.

Einige Verfasser beschäftigen sich mit der Spannung zwischen Ost und West, selbst die letzten Begebenheiten in der Tschechoslowakei werden berücksichtigt. Interessant ist der Hinweis darauf, daß man in der DDR im Gegensatz zu anderen Ostländern nicht imstande ist, einen nationalen Kommunismus zu produzieren und daß die jetzigen Machthaber im Kremel gegenüber der Tschechoslowakei und

anderen Oststaaten aus einer geschwächten Position gehandelt haben. All dieses ist ein Glied in dem weltpolitischen chaotischen Zustand, über welchen sich das Atomzeitalter, schreibt ein Verfasser, wie ein Kosmos mit sowohl Drohungen als auch Hoffnung auf Fortschritt wölbt.

In einer solchen Situation und in diesem Licht muß auch unser Grenzland als Brücke zu Europa betrachtet werden. Daraus folgt wiederum, wie ein mit dieser Frage vertrauter Verfasser erörtert, daß die Minderheiten mehr Objekt als Subjekt werden, ohne daß dies sie jedoch der Aufgaben enthebt. Hierzu muß jedoch gesagt werden, daß eine solche Aufgabe mehr ihre Haltung als ein Beispiel innerhalb des gegebenen Rahmens betrifft, und es gilt, wie richtig behauptet wird, Status zu machen; übrigens scheint die Platzierung dänischer und skandinavischer Industrie- und anderer Betriebe südlich der Grenze auf eine zukünftige Entwicklung zu deuten, die von Interesse sein dürfte.

Über all dieses wird die Geschichte zu gegebener Zeit aussagen. Man spricht wohl über ihren Zwang, ihre Notwendigkeit und Aufgaben. Früher war man sogar der Meinung, sie folge eigenen, geheimnisvollen Gesetzen, aber wichtiger ist es, aus ihr zu lernen und zu wissen, daß sie sowohl aus genialen Gedanken als auch den Irrtümern der Menschen entstanden ist. Politik ohne historisches Wissen ist sinnlos, sagte neulich der Historiker Golo Mann in einem Interview, wozu jedoch hinzugefügt werden muß, daß die Politik ein wesentlicher Bestandteil der Geschichte ist. Das ist eine Tatsache, die in unserer Zeit wohl zum Nachdenken Anlaß geben kann.

Morten Kamphövener

DREI ZEUGNISSE AUS UNSERER ZEIT

*Max Tau:
Auf dem Wege zur Versöhnung.
Hoffmann & Campe, Hamburg 1968,
251 S., 18.— DM.*

Mit diesem Buch, das man als einen dritten Band persönlicher Erinnerungen bezeichnen darf, krönte Max Tau ein großes Werk. Sachlich umspannen die Bände „Das Land, das ich verlassen mußte“ und „Ein Flüchtling findet sein Land“ und „Auf dem Wege zur Versöhnung“ die entscheidenden Ereignisse im Leben eines der Literatur und ihrer Interpretation verpflichteten Menschen und das Bekenntnis einer durch menschliches und politisches Leid gereiften großen Persönlichkeit.

Die Ereignisse und Begegnungen dieses neuen Buches bringen uns alles das, was nach dem großen Kriege Max Tau widerfuhr — und dies war, man stellt es dankbar fest, Anerkennung und tiefer Dank. Die Wiederanknüpfung beruflicher Fäden und damit die Begegnung mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten der Zeit machen den Inhalt aus. Die Gründung der Friedensbücherei durch Max Tau wird geschildert, die Begegnung mit Albert Schweitzer, den Besuch in Israel und vieles andere mehr erleben wir in dem so bewegenden Stil des Autors, dessen literarisch sicheres Urteil, dessen Demut vor dem Werk uns tief beeindruckt.

Als Max Tau sein Buch „Glaube an den Menschen“ 1946 veröffentlichte, schrieb der norwegische Schriftsteller Sandemose „Es ist ein sonderbares Buch insofern, als es einen Eindruck hinterläßt, der nicht zu

definieren ist. Es blüht etwas auf diesen gedruckten Seiten, eine stille Unverzagtheit, eine Quelle von Güte und Nachsicht, ein plötzliches sanftes Lächeln oder ein genau so plötzlicher Enthusiasmus, den man unangebracht finden mag — und dann am Schluß der Periode ein Blick hinunter in den Brunnen der Weisheit.“

Besser kann man es nicht sagen, was hier gesagt werden muß, nämlich, daß Max Tau ein Deuter der Literatur, aber daß er auf seine stille Weise zugleich mit dem Worte und durch das Wort zum Gestalter eines Lebens im Geiste wird.

Dr. H. P. Johannsen

*

*Kronika fortæller
Skandia Verlag, Flensburg 1968,
267 S., 19,80 DM.*

Der Senior der dänischen Redakteure, J. Kronika, legt mit einer Reihe von Skizzen, die ebenso sehr durch die Gewandtheit der Formgebung als durch den vielfältigen Inhalt den Leser fesseln, erneut Zeugnis seiner an interessanten Ereignissen und Begegnungen reichen Berufserfahrung ab. Kronika war in den dreißiger Jahren Korrespondent dänischer Zeitungen in Berlin. Zugleich war er eine Art Beauftragter der dänischen Volksgruppe in Berlin — und zugleich, und das steht zur Debatte, ein hochbegabter Journalist, der wie ein Seismograph auf das Geschehen reagierte. So interessant die Beobachtungen und die Gespräche sind, wie zum Beispiel über den

roten Grafen, Brockdorff-Rantzau, über die Familie Thomas Mann, über Karen Blixen und Gottfried Benn, über den 9. April 1940 und den Heimweg über Moskau 1945 und vieles andere mehr, so sehr bleibt etwas anderes als beherrschender Eindruck zurück. Nicht die Tatsachen, die er mitteilt, machen das Buch wesentlich, sondern wie er sie mitteilt und wie er sie erlebt und vereinnahmt hat in sein persönliches Leben, das ist wesentlich. Kronika ist ein dänischer Schleswiger und als solcher lebt er sein Leben, er lebt es aus dem Gefühl und Verstand zugleich, aus dem lokalen Stoff und aus dem geistigen Auftrag eines Menschen schlechthin. Ein schleswigsches Buch — ein Buch der Zeit über das Thema: Das Leben ein Traum, der Traum ein Leben.

Dr. H. P. Johannsen

*

*Bøgh Andersen, Niels: Homo insanus.
Skandia Verlag, Flensburg 1968.
67 S., 8,— DM.*

Der Leiter der dänischen Volkshochschule in Jarplund schrieb dieses Stück für seine Schüler. Der Südschleswigsche Verein und Freunde Bøgh Andersens gaben es im Skandia Verlag heraus. Es ist eine Szenenfolge aus dem zweiten Weltkrieg, in welcher wir in ein russisches Dorf nahe der Front geführt werden. Hier erleben wir in den Gesprächen und in Verfolg einer „Aktion“ verdichtet den Krieg und seine vernichtende Wirkung, nicht nur in physischer, sondern auch in seelischer Beziehung. Obwohl die besondere Situation des dänischen Südschleswigers in der Uniform des Dritten Reiches ganz deutlich wird, konzentriert sich die Gedanken- und Gesprächsführung auf die Abscheulichkeit des Krieges schlechthin. So wird die Szenenfolge, die in realistischer Diktion im engen Rahmen des Geschehens richtig komponiert ist, zu einer Anklage, die den Leser ergreift und erschüttert. Er legt still das Buch aus der Hand, hoffend, daß einmal der Mensch gesund werde.

Dr. H. P. Johannsen

MITGLIEDSBEITRAG für das Jahr 1969

Alle Mitglieder, die mehr als einen Mitgliedsbeitrag von 2,— DM entrichten, werden gebeten, denselben auf das Konto 13862 bei der Kreissparkasse Husum oder auf das Postscheckkonto Hamburg 11407 zu entrichten.

Die Geschäftsstelle

Die Frau — gestern und heute

Lernt einander verstehen, indem ihr voneinander wißt

„Die Frau — gestern und heute“ war der Titel einer Buchausstellung in der Stadtbücherei Flensburg, die aus Anlaß einer deutsch-dänischen Frauentagung — veranstaltet vom Deutschen Frauenring und der Europa-Union mit Gästen von Dansk Kvindesumfund — am 25. und 26. Oktober gezeigt wurde. Der nachstehende Essay führte die Besucher in das Thema der Ausstellung hinein, indem ein weiter Bogen gespannt wurde von der gesellschaftlichen Stellung der Frau von der Antike bis zur Gegenwart. Die Wiedergabe dieser Betrachtung über „Die Frau — gestern und heute“ in den Grenzfriedensheften geschieht auf den vielfach geäußerten Wunsch von Teilnehmerinnen der Tagung. Von dieser Tagung wird in der „Umschau“ Näheres berichtet.

Es war die Absicht dieses gesprochenen Essays, die Gäste der Buchausstellung einzustimmen auf deren Thema, Geschichte und Gegenwart und gefährliche Stagnation einer steckengebliebenen „sanften Revolution“, zu beschwören und damit die Basis bewußt zu machen, von der aus über die verwickelte Situation der „Frau in der Zukunft“ nachgedacht werden könnte.

Unsere Zeit mag Briefmarken, ob vorwiegend als krisenfesten Wertgegenstand oder als „Schmetterling der Dokumentation“, dessen bunte Zierlichkeit das individuelle Spiel der Zuordnung besonders reizvoll macht, sei dahingestellt. Jedenfalls werden sie gern gesammelt und freigebig gemacht.

Man hat mir erzählt, daß es trotzdem harte Mühe kostete, zum goldenen Jubiläum des Frauenwahlrechts in diesem Jahr die Zusicherung einer Sondermarke zu erreichen. Solche und ähnliche Achtlosigkeit und Unkenntnis vor dem Thema Frau hat diese Buchausstellung hervorgehört, die uns umgibt.

Einen Kompaß für ihre Denkwege liefern uns die Lexika, sie geben uns ein reizvolles historisches Fundament für die Spiegelung der Frau im öffentlichen Bewußtsein. 1844 widmet die Allgemeine deutsche Realenzyklopädie ihr folgenden Kommentar: „... wie die Religion und die Lyrik dem Weibe, so sind die Philosophie und die Epik dem Manne zumeist entsprechend, ... jenes empfindet, dieser erkennt das Richtige ... für das Konsequente, logische Denken des Mannes hat das Weib sein instinkartiges, orakelhaftes und ahnungsvolles Auffassen zum Ersatz. Der Mann war stets ... produktiv, neugestaltend und maßgebend, das Weib nahm nur aufnehmend und mitempfindend Teil ... glossierte mit geistreichen Randbemerkungen, und soviele Frauen sich auch mit Poesie, Malerei und Musik beschäftigt haben, so blieben sie, aphoristisch wie sie im Ganzen sind, doch immer nur Dilettantinnen und schlugen selbst in der Poesie, so talentvoll sie sich

zeigen mochten, noch nie eine neue Richtung ein ...! Das Weib ist an sich ebenso zweckmäßig entwickelt als der Mann, es ist keine Unter-, Zwitter- oder Nebenart des Mannes, sondern eine in sich fertige Gegenwart, die ihn ergänzt...“

Lapidarer schließt der Große Meyer 1930 eine lange, bedrückende Geschichte in zwei Sätze ein: „Weib = erwachsene Person weiblichen Geschlechts. Die Stellung des Weibes richtet sich bei den verschiedenen Völkern nach den Begriffen des Mannes von ihrem Wert.“ Kann man das Elend des Spiegelgeschöpfs mit labilem Kurswert knapper aussagen? Der Große und der Kleine Duden können es: sie schweigen! So unermüdlich ein Team von Gelehrten im Bibliographischen Institut sonst beschäftigt ist, uns alles Sagbare auszuleuchten, sie überspringen die Wörter „Frau“ und „Weib“, sie bleiben stumm!

*

Nicht stumm dagegen sind die Zeugen der alten Kulturen, die sozusagen am Rande der unseren stehen: Die Frauen Ägyptens, deren strenge Lieblichkeit uns auf ockergelben Friesen noch heute entzückt, waren beneidenswert selbständig. Geschützt von einer Männer- und Frauenseelen gleich wertenden Religion, konnten sie die Verwendung eignen Vermögens bestimmen, Vertrag und Recht sicherten ihnen ein erhebliches Taschengeld zu, damit sie von unwürdigen Bitten ums tägliche Geld frei seien ...

Anders sieht die Sache bei den Griechen aus, da gibt es zwar die berühmte, wehmütige Mär des Aristophanes, die er bei Platos Gastmahl erzählt, von dem kreisrunden ganzen Menschen, den die Götter, weil seine Aktivität sie bedroht, in zwei Hälften schneiden, die sich nun leidenschaftlich suchen müssen... immerhin ein Bild, das Ebenbürtigkeit einschließt! Beim gleichen Gastmahl kommt durch den Mund des Sokrates auch Diotima zu Wort, jene kluge Hetäre, die den Philosophen über das Wesen des Eros berät... denn die stilbildenden Athener hatten jenen Götterschnitt ein zweites Mal durch die Lebensordnung „Frau“ geführt: sie hatten eine Mutterfrau im strengen Gefängnis der Küche und absichtlichem Unwissen und eine Geistfrau zu Gespräch und Spiel... Zündstoff und Unbill liegen auf der Hand ... es bedurfte eigentlich nicht mehr der philosophischen Unterstreichung des Pythagoras, dessen Seelenlehre doch die Gleichheit aller organischen Wesen voraussetzt: „Das gute Prinzip schafft Harmonie, Licht, Mann, das böse läßt Chaos, Finsternis, Frau entstehen.“ Aus solchem Vorurteil mußten zumindest verzweifelte Xantippen alter Prägung entstehen!

Juristisch verwickelt und auf verschiedene Weise fast rechtlos war die Situation der Frau sowohl im alten Rom wie in Germanien. Zwar hat die Klugheit, Würde und Seelenkraft vieler herausgehobener Frauen über feindliche Gesetze triumphiert und großen Ruhm erworben — zumeist mit der Glorifizierung des

Mannes —, aber die Römerin mußte mitunter zum Mittel der Prostitution greifen, um ihr Hab und Gut einem Unwürdigen zu entreißen, die Germanin zum gelegentlichen Gastgeschenk werden ...

Übrigens ergreift die Italienerin die Chance nicht, die das Gesetz ihr endlich im Kaiserreich bietet, lange Enge und die Zermürbung der Sitte haben sie zur Freiheit verdorben...

Mit neuen Inhalten trägt das Christentum die Frau zur alten Basis der Gleichheit vor Gott zurück. Wenn auch frauenfeindliche Kirchenlehrer Folianten mit Zweifeln füllen, seit die Synode von Maçon sie 585 zum „homo“, d. h. zum Vernunftwesen, erklärt hatte, konnte niemand ernstlich bestreiten, daß sie eine Seele und damit Anteil an der Erlösungstat Christi habe ... Womit man sie weiterhin schwer belastet und in endlosen Anspielungen immer neu beleidigt, das ist ihre angebliche Hauptschuld am Sündenfall! Trotz der frühen Noblesse des Gregor von Nazianz, der im 4. Jahrhundert für eine gerechte Schuldteilung eintrat, dauerte es bis in unser 20. Jahrhundert hinein, ehe das grausame Mißverständnis endlich entlarvt wurde! 1500 Jahre lang war sie mit dem Makel behängt, ein „endloser Sündenanlaß“ für den Mann zu sein, eine Rolle, gegen die sie, inzwischen unendlich geübt im Ertragen von Unrecht, erstaunlich wenig ankämpfte.

Neben der inneren Aufwertung brachte das Christentum für die Frau im Gang der Jahrhunderte auch eine neue individuelle Form des äußeren Lebens mit sich: den Weg der Klosterfrau. Befreit von der ausgewogenen Dienstbarkeit Männern gegenüber, deren Launen und Sitten im allgemeinen sehr rauh waren, lebte sie im Schutze des Klosters, empfing und entwickelte Hand- und Kopfwerk einer vielfältigen Kultur in der ungewohnten Besinnlichkeit tätiger Muße und gab Kindern in Klosterschulen das Gewonnene weiter. Die Lebenszeugnisse jener Frauen atmen ein neues, ruhevolleres, gottbezogenes Selbstbewußtsein, ein glückliches Genügen, das ihren Schwestern auf den Altanen der Minnezeit, im Turniergeklirr der Ritter und Troubadoure mitunter verlorenging, obwohl sie im Frieden des Klosters zuvor Jahre verbracht hatten.

Dieser „Glanzzeit“ der Frau, in der sie sowohl im religiösen wie im weltlichen Bereich Bedeutung erlangt hatte, folgten Jahrhunderte kollektiven Frauenhasses: man suchte und jagte Hexen! Marienkult und Minne hatten jene makabre „Urschuld“ Evas in Vergessenheit geraten lassen, die Eifersucht mißgünstiger Männer grub sie aus, drehte, deutelte, blies auf und kompilierte daraus das verruchteste Buch der Frauenvernichtung: den Hexenhammer. Der Unsinn der Methode ist so grausig wie die Hysterie, die er beschwor. Die öffentliche Mordlust betrieb negative Auslese, jede Frau, die schön oder klug oder nur von eigener Art irgendeinen Neid, eine Unruhe auslöste, verfiel dem Feuer und dem Schwert. Die erfüllte Lust am Quälen bewirkte Entartungen, die in widerlicher Kettenreaktion neue Greuel entwickelten ... noch 1932 mußte in Stade das Haus einer Hexe

brennen!

Neben diesem trüben Rest leidenschaftlichen Mittelalters entstand eine neue Wertschätzung der Frau: die Renaissance sah sie auf vielen Thronen herrschen, sie war Herrin der Höfe, Mäzen der Kunst, Mittelpunkt der Literatur, Partnerin des ebenbürtigen Gesprächs ... wenn sie Anteil hatte an der Bildung ihrer Zeit. Wie fast immer und überall war das Recht ihr Feind, und kluge Männer lagen in Federfehde miteinander, weil das Pro und Contra über ihre Gesellin auf der Welt anscheinend zu keinem Frieden zu führen war!

Indessen war dieser Gesellin selber die Feder vertraut geworden, und während ein Voltaire oder Diderot den Zündblitz weiblichen Geistes priesen, wie es Tasso zwei Jahrhunderte zuvor getan hatte, füllten kluge und aufmerksame Frauen dicke Bände mit erfundenen oder beobachteten Schicksalen. Trotzdem oder eben darum konnte man noch von Rousseau hören, „die ganze Erziehung der Frau muß auf den Mann eingestellt sein, die Frau ist so beschaffen, daß sie sich dem Mann unterwirft und seine Ungerechtigkeiten erträgt“. Man blies Schamade in der Entwicklung der Frau, der Romantiker wollte sie zart, schwach, vogelhaft und sehr naiv, die zeitgenössischen Mitträumer an diesem Inbild mögen in der Wirklichkeit der Ehe gelegentlich die Verwandlung eines zwitschernden Kolibris zur handfesten Gans erlebt haben, die sich für die ungesunde Korsettierung ihrer seelischen Person rächte.

*

Man muß sich einmal fragen, woraus solche Rückfälle entstehen? Wie kommt es zu der auf weite Zeiträume hin so unwürdig verlaufenden Geschichte der Frau? Die Natur hat ihm kein anderes Gehirn gegeben als ihr, aber sie hat ihr eine zumindest latente Neigung eingemischt, sich diesem Vater fiktiver Kinder zu unterwerfen, diese Unterwerfung durch Verherrlichung mit Sinn zu füllen, sie hat ihrer umfassenderen Liebesfähigkeit Mütterlichkeit gesellt und eine Nachgiebigkeit, von der der Volksmund sagt, daß der Klügere sie betreibt! Die Frau verharmloste großmütig die Knebelung, die der Mann ihr antat, indem er jene List der Natur zu seinem Gunsten ausnutzte, sie wollte lieben, vertrauen und verzeihen, sie nahm das Lebensspiel des Mannes auf dem Feld der Geschichte, des Rechts, der Philosophie und Religion nicht ernst genug, um ihren Anteil beizeiten anzumelden. Sie lebte mit dem geliebten Mann unter einer emotionalen Taucherglocke, statt sich andern Frauen anzuschließen wie der Mann sich Gruppen einordnete, um seine Ziele zu erreichen.

Als die Aristokratin Olympe de Gauges, entflammt vom Geist der Revolution, die Frauen nach Versailles geführt hatte, um die Anerkennung der Menschenrechte zu erreichen, ahnte sie nicht, daß diese gleichen Frauen keine Hand rühren würden, um sie vorm Fallbeil zu retten, als sie ihnen auch die Gleichberechtigung erkämpfen wollte!

Immer gibt es einzelne Männer, die die heillose Egozentrik des „Mannes an sich“ auftauen, denen die nahe Erfahrung der ebenbürtigen Frau in der Familie mehr bedeutet als ihre Rechtlosigkeit im öffentlichen Leben. Auch die Tatsache, daß sie nicht immer Mutter, also Mächtige oder Gefährtin, also auch Rivalin war — zwei seelische Blöcke, die Feindschaft nicht ausschließen — daß sie Tochter und Schwester sein konnte, war wichtig für ihre Bewertung.

Der Gelehrte, der große Künstler, der Mann des öffentlichen Lebens wollte sein kostbares Geisteserbe in der geliebten Tochter nicht als potentielle Bedienerin jener Menschheitshälfte sehen, der die wirkungsvollere Funktion ihrer Muskeln einen Vorrang sicherte. Aber diese individuellen Lockerungen ihrer Geringschätzung brachten der Frau an sich wenig ein, solche Idylle von Vater und Tochter oder auch Bruder und Schwester, so erfrischend ihr Beispiel auf die endliche Einpendelung einer echten menschlichen Ordnung wirkte, es war nur eine Insel im Meer einengender Unterwerfung, die in den tieferen Rängen in gedankenlose Ausnutzung entartete.

*

„Gedankenlose Ausnutzung“ ist das Stichwort, mit dem wir in die Geschichte der Frau zurückkehren, es ist inzwischen junge Vergangenheit geworden, die in Fabriken ein Proletariat von Frauen heranzüchtet, deren Lebensbedingungen die der Sklaverei unterbieten: um 1900 bekommen Lyoneser Seidenarbeiterinnen für einen siebzehnstündigen Arbeitstag 50 Centimes, das ist, wie es überall in Europa Brauch war, ein Drittel dessen, was ein Mann an gleicher Stelle erhält. Oft stehen die von Frauenarbeit vertriebenen Männer abends an den Fabrikatoren, um die Heimkehrenden zu verprügeln, vom Haß verblendet wie in den Zeiten der Hexenverfolgung, sehen sie nicht, daß ihre Rivalinnen Opfer des gleichen wirtschaftlichen Teufelskreises sind, der sie auswarf! Und doch steigen nicht diese von Überarbeit und vielen Geburten verbrauchten Frauen auf die Barrikaden, sondern jene andern, die ehe- und arbeitslos hinter der prächtigen Fassade vornehmen Bürgertums gefangengehalten werden, um den bevorzugten Schwestern im Zuge einer unmenschlichen Mitgift-Moral ein standesgemäßes Eheleben zu erlauben.

Überall in der Welt entzündet sich der gerechte Zorn derer, denen man Wissen, Recht und Geltung vorenthält, sie kämpfen nicht mit der Faust oder der Waffe, sondern mit Klugheit und Ausdauer, der berühmte Strumpf blaute zwar am Bein eines Mannes, aber er gab den gescheiterten Frauen den Namen, die — ledergepanzert gegen die wütenden Schläge mißgünstiger Zeitgenossen — ihre Freiheit Schritt für Schritt erringen. Von der Gegenseite wird nur berichtet, daß einer für viele in den Ruf ausbrach, „Lieber Gott, laß sie dumm bleiben“.

Den endlichen Erfolg bescherte ihnen weniger ihre Leistung als vielmehr politischer Kalkül: den Politiker lockte das riesige Neuland von Stimmen, alle

Parteien sahen ihre Chance, diese „leicht Lenkbaren“ zu gewinnen, die zudem im ersten Weltkrieg mit der tüchtigen Verwaltung der Heimat front ihr Gesellenstück erbrachten: der Mann kandierte sein Wahlgeschenk an die Frau mit seiner Dankbarkeit.

Vorher und seitdem haben Frauen vieler Völker im Alleingang oder in Verbindung mit anderen Frauen oder einsichtigen Männern fast Übermenschliches auf allen Gebieten der Forschung, der Wissenschaft, der Mitmenschlichkeit, der Organisation geleistet: das antiquierte Phantom ihrer geist-seelischen Minderwertigkeit existiert nur noch für Schwachköpfe. Der vollkommenste Widerruf ihrer Abwertung scheint mir die Feststellung männlicher Psychologen zu sein, daß auf der Ebene des Geistes die Ordnung der Körper sich umkehrt: der neue Gedanke keimt oder blitzt in der Frau, sie pflanzt oder wirft ihn ins Bewußtsein des Mannes, der ihn austrägt und gestaltet zum Werk. Uraltes Weistum begegnet hier moderner Forschung, und unsere Enzyklopädie von 1844 hat es auch schon „orakelhaft aufgefaßt“. Welch ein Auftrag für die Frau: dieser Spannungsbogen vom *Fackelträger des Geistes* über die tausend Spielarten und Anpassungen spezieller Berufung zur anderen Uraufgabe, *Trägerin und Hüterin biologischen Lebens* zu sein! Aber dieser Bogen verpflichtet, er ist kein Geschenk des Zufalls, man muß ihn in zäher Arbeit spannen lernen, man muß sein Gehirn wie seinen Körper trainieren, damit es in Hochform kommt und eben das ausgereift leistet, was ihm einmalig zu vollbringen aufgegeben ist.

*

Wenn man die jüngsten Meinungen von Autorinnen, Befragungen und Statistiken mit der eigenen Erfahrung vergleicht, kommt man zu der Feststellung, daß für viele Mädchen und Frauen der Zugang zu Bildung und Ausbildung umsonst so mühsam erkämpft wurde, sie wollen nichts oder wenig von solchen Anstrengungen wissen — „heute trägt man weiblich und nicht mehr emanzipiert“, sagt Gabriele Strecker — sie wollen heiraten, früh und immer früher... denn an unsern neuen Wirklichkeiten klappert — sorgfältig gepflegt von Film, Funk, Mode und Zeitung und dem Elend des teilenthronten Mannes — immer noch die alte Eierschale überholter Illusionen vom Glück, und die Frau überfährt willfährig die Signale einer Emanzipation, die der Mann ... nicht bewältigt hat! Sein wirkliches Verstehen, seine innere Einwilligung müssen nachkommen, wenn das Grundgesetz der Gleichberechtigung echte Gültigkeit erlangen soll, vorläufig ist er wie Eva mit der Unschuld am Apfelschmaus mit dem Verdacht belastet, bewußt oder unbewußt als Lebenspartner oder Vorgesetzter den Aufstieg der Frau aus den unteren Rängen der Arbeit zu bremsen, nicht, weil er blind für ihre Fähigkeiten wäre, sondern weil er sie sieht!

Hier ist es Zeit, den Blick auf die Bücher um uns zu lenken, denn die

Gegenwartssorgen der bundesdeutschen Gesellschaft sind die Triebfedern dieser Ausstellung, an ihren Wänden läuft gleichsam ein unsichtbares Sprechband, das empfiehlt, „lernt einander verstehen, indem ihr mehr voneinander wißt“. Sie will dem Mann helfen, die umfassende Leistung der Frau zu erkennen, ihren einsamen Kampf durch Jahrhunderte zu begreifen, viele der ausgestellten Bücher zeigen ihm, daß seine scheinbare „Verlustsituation“ nur an die neue Lage angepaßt werden muß, damit frische Inhalte in die alte Form strömen ... nicht zuletzt kann er lernen, daß bei der härteren Beanspruchung der Frau das Bedürfnis nach Anlehnung und gelegentlichen Windschutz nicht geschwunden, sondern gewachsen ist.

Das andere Sorgenkind der deutschen Gesellschaft ist die Hausfrau jeden Alters. Sie, die wie die Engländerin und Amerikanerin mit ungewohnter Eile zur Ehe strebt, während die jungen Frauen in Afrika und Asien sich Zeit lassen, ein rundum brauchbares Ich zu werden, sie sind in dieser Ehe keineswegs glückliche Hausfrauen! Ob nun die schlecht eingependelte Partnerschaft zum Mann schuld ist oder der Arbeitsdilettantismus der als Hausfrau „Ungelernten“, frühes Verbrauchtsein durch mehrere Kinder oder Einsamkeit nach deren „Auswachsen“: das Unbehagen quillt aus allen Poren, da helfen keine Roboterwitze, sondern Einsicht und neues Wertgefühl.

Diese Ausstellung erzählt in vielen Büchern davon, wie auch die „unbegabte“ Frau große Taten, schwere Aufgaben oft voll mitreißender Freudigkeit und Ausdauer bestand, sie breitet einen Fächer individueller Möglichkeiten des inneren Wachstums, der Lebenserfüllung vor ihren Betrachtern aus und vergißt überm Horizont nicht den nahen Alltag: sie sagt der Hausfrau, was „die Andre“ im Beruf tut und wie sie selbst das ihre rationeller tun kann, sie zeigt Fehler und macht Vorschläge und kümmert sich um alles, was das tägliche Alphabet der Hausfrau zwischen „Atemtechnik“ und „Zettelkasten“ der Gastronomie fordert.

Sie will einen neuen Blick für den eigenen alten Rahmen geben, frische Einfälle und Formen finden, die abgebrochnen Dinge unserer Vergangenheit auf den Müll oder in die Jungmühle unserer Hobel und Pinsel werfen.

Sie will auf allen Ebenen Bereitschaft zur inneren Teilnahme locken, die Entdeckung verschütteter Neigungen fördern, die Enge eines von Gleichgültigkeit und Gewohnheit gedrosselten Lebens sprengen, mit einem Wort, sie möchte „zünden“ im Dienst der Frau!

Und 1968 hat zum ersten Mal eine weibliche Hand
die olympische Flamme entfacht.

Die Standortanforderungen der modernen Industrie können, abgesehen von den klassischen rohstoffabhängigen, transport- und energiekostenintensiven Wirtschaftszweigen (Bergbau, Stahlindustrie, Grundstoffchemie, Schiffbau) heute praktisch überall erfüllt werden. Diese Machbarkeit der Standortqualität auf Grund der potentiellen Ubiquitäten Wasser, Energie, Verkehrsanschluß auf Grund der Ausstattung mit leistungsfähigen Versorgungseinrichtungen für die Bevölkerung, auf Grund der Dezentralisierung der Fertigung. Zugleich aber treten damit heute die neuen potentiellen Standorte mit allen übrigen Standorten in Konkurrenz — und letztlich entscheidet die Standortqualität, die sich auf Grund der Kombination von natürlichen und künstlichen Standortmerkmalen ergibt, also auf Grund besonderer Anstrengungen der regionalen Strukturpolitik.

Prof. Dr. Reimut Jochimsen in seinem Vortrag „Probleme der regionalen Strukturpolitik im schleswigschen Raum“. Mitgliederversammlung 1968 des Grenzfriedensbundes

Die wirtschaftlichen Entwicklungschancen im Landesteil Schleswig

In seiner Regierungserklärung vom 18. Mai 1967 hat Ministerpräsident Dr. Lemke auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß bei einer künftigen Vergrößerung des EWG-Raumes im Landesteil Schleswig ausgewogene, d. h. gesunde wirtschaftliche, soziale und kulturelle Verhältnisse bestehen; die Landesregierung werde zu diesem Problem konkrete Vorstellungen entwickeln und diese dann wegen der finanziellen Realisierung mit dem Bund abstimmen.

In Verfolg dieser Erklärung hat die Landesregierung die Salzgitter Industriebau GmbH beauftragt, bis zum Ende des Jahres 1968 einen Plan konkreter Maßnahmen zu erarbeiten, durch welche die Entwicklung des Landesteils Schleswig gefördert werden soll. Dieser Plan wird darüber hinaus auch seinen Niederschlag in den Regionalplänen V (Kreise Südtondern, Husum, Eiderstedt) und VI (Stadt Flensburg, Kreise Flensburg und Schleswig) sowie in der Regionalplanung für den Kreis Eckernförde finden müssen.

Die nachstehenden Ausführungen sollen dem Maßnahmenplan für den Landesteil Schleswig und den darauf aufbauenden Vorstellungen der Landesregierung nicht vorgreifen, sondern vielmehr die „Ausgangslage“ wiedergeben.

Eine Prüfung der wirtschaftlichen Entwicklungschancen im Landesteil Schleswig hat zwangsläufig von nachstehenden Grundtatsachen auszugehen:

a) Schleswig-Holstein ist ein Bundesland, das wie kein anderes von Wassergrenzen bestimmt wird, die einschließlich der Elbufer insgesamt weit über 1000 km lang sind. Die Küsten bestimmen in erheblichem Umfang das Gesicht des Landes und zugleich seine wirtschaftliche Struktur. Teils stehen sie der Entwicklung einer geschlossenen Struktur entgegen und stellen andererseits einen der größten Reichtümer dieses Landes dar.

b) Bis zum zweiten Weltkrieg und noch einige Jahre danach besaß Schleswig-Holstein eine überwiegend agrarisch bestimmte Wirtschaftsstruktur. Das galt für den Landesteil Schleswig in noch höherem Maße als für den Süden und Osten des Landes. Fast 20% machte im Jahre 1950 der Anteil der Landwirtschaft am Bruttoinlandsprodukt aus. Er hat sich seitdem halbiert und ist damit trotzdem noch immer mehr als doppelt so groß wie im Bundesdurchschnitt.

c) Der Wandel der Wirtschaftsstruktur des Landes ist unverkennbar. In den letzten zwei Jahrzehnten erfolgte eine erhebliche Erweiterung der gewerblich-industriellen Basis. Der sekundäre Sektor, also das warenproduzierende Gewerbe, stieg im gleichen Zeitraum von 38% auf 43%, der Sektor Dienstleistungen, Handel und Verkehr von 42% auf fast 48%. Der Industrialisierungsgrad in Schleswig-Holstein (Zahl der Beschäftigten je 1000

Einwohner) liegt heute mit 68 noch weit unter dem Bundesdurchschnitt (131).

d) Schleswig-Holstein ist die nördlichste Region der EWG und grenzt im Norden an den skandinavischen Teil des EFTA-Blocks, im Osten an Mitteldeutschland und damit an den Wirtschaftsblock des COMECON. Die Lage ist also peripher mit den bekannten Nachteilen der Verkehrsferne; sie fördert zugleich die Verbindung mit der Funktion einer Brücke, die den Verkehr der Menschen und Güter hinüber und herüber ermöglicht.

Wollte man alten standorttheoretischen Vorstellungen folgen, könnte dem Landesteil Schleswig eine nennenswerte Entwicklungschance kaum zugesprochen werden. Diese Vorstellungen stützen sich noch fast ausschließlich auf die Transportempfindlichkeit der Industrie und auf die Vorteile, die eine Agglomeration bietet und sich gleichsam aus sich selbst heraus immer weiter fortentwickelt. Noch bis zum Anfang der fünfziger Jahre schien sich die Theorie zu bestätigen: eine progressive, zum Teil geradezu rapide Konzentration der Wirtschaft und der Bevölkerung vollzog sich in den großen Ballungsräumen des Bundesgebietes und führte zu ihrer inneren Verdichtung und äußeren Ausdehnung. Dem steht — worauf auch der Raumordnungsbericht 1968 der Bundesregierung hinweisen wird — der tatsächliche Anstieg des Anteils der sogenannten standortunabhängigen Industrien an den Industriebeschäftigten entgegen. Dabei sind unter standortunabhängigen Industrien solche zu verstehen, bei denen die Transportkosten unter 5% des Umsatzes liegen; ihr Anteil stieg im Zeitraum der Jahre 1956 bis 1966 von 56% auf 66%, also um etwa ein Sechstel. Diese Entwicklung setzt sich fort. Die Standortwahl wird also nicht mehr in gleichem Maße von den Transportkosten, dafür in höherem Maße von den Voraussetzungen des Arbeitsmarktes und einiger anderer Faktoren bestimmt, zu denen u. a. auch die Wohnraumversorgung und der sogenannte „Freizeitwert“ des Standortes gehören.

In diesem Zusammenhang läßt sich auf nachstehendes Beispiel hinweisen: Dicht vor der nördlichen Grenze des Landes, am südlichen Ausgang des Kleinen Belts, liegt die dänische Insel Alsen — fruchtbar, waldreich und in schöner ländlicher Abgeschiedenheit. Sie liegt, was schon ein kurzer Blick auf die Landkarte bestätigt, noch verkehrsferner als der Landesteil Schleswig. Ausstrahlungen aus dem beherrschenden Wirtschaftsraum Kopenhagen sind hier kaum noch spürbar. Und trotzdem wurde diese Insel — allen pessimistischen Voraussagen zum Trotz — zum Standort eines Industriebetriebes mit mehreren Tausend Beschäftigten, zum Sitz der größten industriellen Nachkriegsgründung in Dänemark. Das Unternehmen floriert nicht nur, sondern eröffnet Niederlassungen auch in anderen Ländern. Ähnliches läßt sich von einigen Standorten in Mittel- und Nordjütland sagen, denen früher wohlmeinende Kritiker nur den Rat erteilten, sich in ihrem

beschaulichen Dornröschenschlaf doch nur nicht stören zu lassen. Auch von der Insel Sylt läßt sich ein entsprechendes Beispiel nennen: Trotz der abgeschiedenen Insellage hat sich hier ein recht bedeutender Industriebetrieb einer frachturnempfindlichen elektrotechnischen Fertigung niedergelassen, der seit nunmehr zwei Jahrzehnten recht erfolgreich arbeitet. Im übrigen gibt es eine ganze Reihe bedeutender deutscher Firmengruppen, die bereits mit beträchtlichen und zum Teil im Ausbau begriffenen Produktionskapazitäten im Landesteil Schleswig vertreten sind; um einige Namen zu nennen: der Flick-Konzern, die BASF, die MAN, Philips und Nestle.

Freilich ist hinzuzufügen, daß dieser Wandel der Standortvoraussetzungen nur effektiv werden kann, wenn die Schaffung einer ausreichenden Infrastruktur — vor allem auf dem Verkehrs- und Bildungssektor — einer wirtschaftlichen Belebung den Weg ebnet, und wenn hier Land und Kommunen ein Höchstmaß an Anpassung und Koordinierung herbeiführen und sichern. Das wird in Schleswig-Holstein insbesondere durch die ständige interministerielle Raumordnungskonferenz praktiziert. Für den Landesteil Schleswig wird darüber hinaus die erst kürzlich gegründete „Wirtschaftsförderungsgesellschaft Nord“ von besonderer Bedeutung sein; ihr gehören die Stadt und der Kreis Flensburg, die Kreise Schleswig, Husum, Südtondern und Eiderstedt und dazu noch einige Bankinstitute an. Aufgabe der Gesellschaft wird es sein, Ansiedlungen von Wirtschaftsbetrieben im nördlichen Landesteil Schleswig-Holsteins noch intensiver als bisher zu betreiben. Sie wird sich aber nicht auf Werbung und gute Ratschläge beschränken, sie wird Grundstücke bereitstellen und erschließen und Betriebe und Fremdenverkehrsunternehmen in sehr tatkräftiger Weise fördern. Für die Bemühungen der Wirtschaftsförderungsgesellschaft Nord wird ohne Zweifel der eingangs erwähnte Maßnahmenplan der Salzgitter Industriebau GmbH von besonderer Bedeutung sein.

Der Raum Flensburg ist noch in einer anderen Hinsicht sehr bemerkenswert. Unmittelbar nördlich der Stadt beginnt das Gebiet der EFTA. Der Wunsch der dänischen Regierung wie der gesamten öffentlichen Meinung in Dänemark, den Anschluß der EFTA an die EWG so bald und so vollständig wie möglich zu vollziehen, wird von der Bundesregierung und in besonderem Maße auch von unserem Land als dem unmittelbaren Nachbarn Dänemarks unterstützt. Andererseits läßt sich die dänische Regierung von der sicherlich begründeten Auffassung leiten, daß Dänemark den Anschluß an die EWG nicht im Alleingang vollziehen, sondern — angesichts der sehr engen Handelsbeziehungen zwischen Großbritannien und Dänemark — sich nur dem Schritt Großbritanniens anschließen kann.

Weder die Wirtschaft Dänemarks noch die der anderen skandinavischen Länder

haben die unerwünschte Trennung der großen Wirtschaftsblöcke tatenlos hingenommen. Es lag nahe, daß sie wenigstens einen Fuß in den EWG-Bereich setzen wollten, um auch ihrerseits an diesem Markt teilzuhaben, seine Zollvorteile in Anspruch zu nehmen und die traditionellen Handelsströme nicht versiegen zu lassen. Das hat zu einer erstaunlichen Entwicklung geführt, die noch nicht abgeschlossen ist. Allein im Bezirk der Flensburger Industrie- und Handelskammer — und zu ihm gehört der größte Teil des Landesteils Schleswig — haben sich 16 nordische Betriebe von 1950 bis 1963 niedergelassen, von 1964 bis heute, also in den letzten vier Jahren, kamen noch 54 weitere hinzu. Im ganzen Landesteil Schleswig bestehen heute über 100 skandinavische Unternehmungen und Zweigbetriebe. Harrislee ist eine und wohl die wichtigste Randgemeinde Flensburgs, unmittelbar an der Grenze gelegen und einer der rührigsten Gemeinden im Hinblick auf Gewerbeförderung. Der Werbeslogan „Harrislee — schon EWG“ erwies sich als zugkräftig. Die weitere Entwicklung ist noch im Fluß; sie wird ihre Richtung mindestens so lange nicht ändern, als sich die Eingliederung der EFTA und damit der skandinavischen Länder in die EWG nicht realisieren läßt. Die nordischen Betriebe, die sich in unserem Land und vor allem im Landesteil Schleswig seßhaft gemacht haben, sind etwa je zur Hälfte industrielle und Großhandelsunternehmungen, zumeist Tochtergesellschaften oder Vertriebsstellen der heimischen Firmen. Nach Aufgliederung der industriellen Betriebe nach Branchen liegt das Schwergewicht in der metallverarbeitenden, elektrotechnischen, kunststoffverarbeitenden und fischverarbeitenden Industrie. In diesem Zusammenhang ist auf den jüngst erschienenen Bericht der IHK Flensburg hinzuweisen, in dem es u. a. heißt: „An der Spitze stehen Betriebe der metallverarbeitenden Industrie. Darunter sind zwei Unternehmen, die ausgesprochene Großanlagen in die gesamte Bundesrepublik liefern. Man sollte annehmen, daß derartige Produktionen stark frachtempfindlich wären und deshalb gerade im Grenzraum nur bedingt ihren rechten Standort fänden. Interessanterweise wurde diese landläufige Auffassung von den Unternehmen nicht bestätigt. Als störend werden bestenfalls die Anlieferungsfrachten des Rohmaterials aus dem Bundesgebiet angesehen. Die Versandfrachten bedeuten für die Unternehmen nach Auskunft ihrer verantwortlichen Leiter keine Wettbewerbsbelastung.“ Diese Hinweise scheinen die vorstehenden Bemerkungen über die Verschiebung der Standortproblematik nur zu bestätigen. Aber diese Erfahrungen beziehen sich eben nicht nur auf dänische, norwegische und schwedische Unternehmen, sondern genauso auf deutsche, denn für sie gelten natürlich die gleichen Angebote zinsgünstiger öffentlicher Kredite und preisgünstigen aufgeschlossenen Industriegeländes wie für die Skandinavier. Was sind nun die Voraussetzungen, die der Landesteil Schleswig interessierten Unternehmungen bieten kann? Worauf stützen sich die Chancen der

wirtschaftlichen Entwicklung in diesem Raum? Im folgenden seien die wesentlichen Faktoren — und zwar zehn an der Zahl — genannt, wobei nicht zu verkennen ist, daß sie sich zum Teil überschneiden:

1. Der Arbeitsmarkt

Die Arbeitslosenquote, die im Bundesgebiet nach dem Stichtag vom 30.9.1968 bei 0,8% liegt, beträgt für Schleswig-Holstein 1,1%, ist also ein wenig höher. Für den Landesteil Schleswig kommt speziell noch hinzu, daß hier ein überdurchschnittlicher Anteil der Arbeitskräfte mit öffentlichen Arbeiten oder sogar mit Notstandsarbeiten beschäftigt wird. Die Entwicklung im landwirtschaftlichen Sektor aber ist schon gegenwärtig und auch noch für die nächsten Jahre gekennzeichnet durch recht einschneidende strukturelle Veränderungsprozesse. In ihrer Folge werden auch noch weiterhin landwirtschaftliche Arbeitskräfte freigesetzt werden. Solche Zahlen sind zwar schwer zu schätzen, aber man rechnet doch damit, daß die Landwirtschaft allein im Landesteil Schleswig bis zum Jahre 1985 noch etwa 12 000 bis 14 000 Arbeitskräfte freisetzen wird. Die stehen natürlich bei weitem nicht alle der Wanderung in den Sekundär- und Tertiärsektor zur Verfügung, weil sich diese Freisetzung zum großen Teil in natürlicher und organischer Weise vollzieht, nämlich durch das Ausscheiden älterer Menschen aus dem Erwerbsleben, deren Posten nicht mehr besetzt werden. Es wird aber immer noch mit einer beträchtlichen Reserve an Arbeitskräften für den gewerblichen Sektor zu rechnen sein. Jedenfalls ist wiederholt die Erfahrung bestätigt worden, daß bei der Werbung attraktiver Betriebe männliche und weibliche Hilfskräfte in ausreichender Zahl zur Verfügung standen, wobei noch hinzuzufügen ist, daß bei uns das weibliche Arbeitskräftepotential bei weitem nicht so ausgeschöpft ist wie in anderen Ländern.

Mit der Schaffung neuer Arbeitsplätze ist immer auch die Sorge um die Bereitstellung des nötigen Wohnraums verbunden. Das Land Schleswig-Holstein hat sich zum Ziel gesetzt, keine wirtschaftsfördernde Maßnahme an fehlenden Wohnungen scheitern zu lassen, und führt deshalb gezielte Wohnungsbauförderung durch.

2. Schul- und Ausbildungswesen

Das Land Schleswig-Holstein verfügt über ein Schulwesen, vor allem über ein Realschulwesen, das sich mit dem eines jeden anderen Landes in der Bundesrepublik nicht nur messen kann, sondern ihm wahrlich überlegen ist. Es ist keine Frage, daß eine gute Schulbildung auch denen zugute kommt, die die Schulabgänger einmal als Arbeitskräfte gewinnen. Daneben werden auch die handwerklichen und gewerblichen Ausbildungsmöglichkeiten sehr gezielt und mit erheblichem finanziellen Aufwand des Landes und des Bundes verbessert und intensiviert. Außer der weiteren Förderung der schon im Landesteil Schleswig

bestehenden Ingenieurschulen in Flensburg und Eckernförde werden auch neue Projekte in Angriff genommen. Eine besondere Gewerbeförderungsanstalt in Flensburg, Lehrwerkstätten und Werkstätten für überbetriebliche Ausbildung in Husum und in Schleswig sind nur Beispiele für diese Bemühungen.

3. Universität und Forschung

Im Zusammenhang hiermit stehen die Ausbildungseinrichtungen an der Kieler Universität und die besonderen Kernenergieforschungsanlagen und -institute in Geesthacht und Kiel. Sie wirken befruchtend auf die technische und technologische Entwicklung im ganzen Land.

4. Gutes Wasser — gute Entwässerung

Unter den Standortvoraussetzungen, die in sehr weiten Gebieten der Bundesrepublik, wohl auch gerade in den herkömmlichen Ballungszentren durchaus nicht immer gegeben sind, spielt das Vorhandensein ausreichenden und guten Wassers eine erhebliche Rolle. Sie liegen in den meisten Bezirken, besonders aber an den für industrielle Ansiedlung in Frage kommenden Standorten des Schleswiger Raumes vor. Gerade dieser Gesichtspunkt hat schon manches westdeutsche Unternehmen zu ernsthaften und aussichtsreichen Verhandlungen veranlaßt. Auch die anderswo auftretenden Schwierigkeiten einer rationellen Abwasserbeseitigung sind im Landesteil Schleswig verhältnismäßig leicht zu lösen.

5. Keine Einengung durch marktbeherrschende Firmen

Auch hier ist von bereits vorliegenden Erfahrungen auszugehen: Manche Betriebe, insbesondere solche mittelständischen Charakters, halten es für reizvoll, sich mit dem Landesteil Schleswig als Standort für eine Filialgründung vor allem unter dem Blickwinkel zu befassen, daß hier noch offene Märkte bestehen, die nicht bereits durch marktbeherrschende Firmen eingeengt sind.

6. Angebot von Industriehallen und Grundstücken

Für andere Gruppen von Interessenten mag es bedeutsam sein, Investitionskosten einzusparen, indem sie neue Industriehallen beziehen, die als Anreiz für die Ansiedlung an geeigneten Standorten errichtet und gegen eine mäßige Pacht, im Leasing und in Kaufmiete zur Verfügung gestellt werden könnten. Dieses neue Förderungsinstrument ist in Verbindung zu sehen mit der hier gebotenen Möglichkeit, zu niedrig gehaltenen Grundstückspreisen Flächen zu erwerben, die einen rationellen Produktionsfluß in ebenerdigen Hallen ermöglichen und die Option auf weitere Flächen offenhalten, es damit dem Betrieb aber ermöglichen, sich der künftigen Markt- und Absatzentwicklung gegebenenfalls ohne Schwierigkeiten anzupassen. Gerade für Betriebe der

Wachstumsindustrie stellt diese Hilfe einen bedeutsamen Vorteil gegenüber einem Geländeerwerb in den beengten Ballungsgebieten dar.

7. Finanzierungshilfen

In natürlichem Zusammenhang mit der Bereitstellung von Grundstücken und Räumen steht die finanzielle Förderung von Ansiedlungsprojekten aus Bundes- und Landesmitteln. Schleswig-Holstein hat weder den Willen noch das Talent, gegebene Standortbedingungen künstlich zu verfälschen und unerfüllbare Hoffnungen zu wecken. Es kann auch keine Dauersubventionen in Aussicht stellen, sowenig wie irgendein anderer, der es ernst meint. Aber dem ansiedlungswilligen Unternehmer, der sich unter Berücksichtigung der gegebenen Faktoren für eine Betriebsgründung im Landesteil Schleswig eine reelle Chance ausrechnet, wird eine wirksame Starthilfe gegeben, die ihn in die Lage versetzt, ohne längere Anlaufzeit die Rentabilitätsschwelle zu überschreiten. Eine Aufführung der Details würde den Rahmen dieser Ausführungen sprengen, aber wer es auf sich nimmt, von den wirtschaftlichen Entwicklungschancen eines Gebietes zu sprechen, muß auch konkret genug werden, sie zu begründen: Es handelt sich um langfristige, zinsgünstige Darlehen aus verschiedenen Quellen des Bundes- und Landeshaushalts, die bis zu 50% der Investitionssumme gehen, an deren Stelle aber auch ein verlorener Zuschuß bis zu 15% der Investitionen treten kann. Was aber ein Zinssatz von 3,5% oder 4% bei mindestens zehnjähriger Laufzeit bedeutet, in der noch zwei Jahre tilgungsfrei bleiben, weiß nicht nur jeder Unternehmer, das weiß jeder Finanzbuchhalter. Außerdem ist eine Bundesregelung für eine sogenannte Investitionszulage geplant, die in Höhe von 10% gewährt werden kann. Hinzu tritt im größten Teil des Landesteils Schleswig die Möglichkeit, neben den normalen AfA- Sonderabschreibungen von 30% auf Gebäude und von 50% auf Maschinen vorzunehmen. Die Gemeinden selbst können aus Bundes- und Landesmitteln Zuschüsse zur Erschließung von Industriegelände erhalten, die mittelbar den ansiedlungswilligen Unternehmern zugute kommen.

Übersehen werden darf dabei ebenfalls nicht, daß auch die EWG-Kommission an einer Förderung der Randgebiete der EWG interessiert ist. Dieses regionalwirtschaftliche Ziel ist nicht nur proklamiert worden, es wird auch realisiert, und die Europäische Investitionsbank hat bereits an mehreren größeren Investitionsprojekten Schleswig-Holsteins entscheidend mitgewirkt.

8. Verbesserung der Verkehrsverbindungen

Wenn von der peripheren Lage eines Gebietes gesprochen wird, denkt man natürlich an die Länge und Güte der Straßen, an Transportkosten und an Zeitverlust. Es wurde eingangs schon erwähnt, daß darin zwar selbstverständlich

echte Kostenfaktoren gesehen werden müssen, die keine Kalkulation vernachlässigen darf, daß ihr relatives Gewicht aber abgenommen hat und weiter abnehmen wird. Bis zum Kriege hatte Schleswig-Holstein in der Tat ein recht mangelhaftes Verkehrsnetz. Eine Autofahrt von Hamburg nach Flensburg dauerte 3½ Stunden, heute dauert sie 2½ Stunden, und in wenigen Jahren wird sie 1½ Stunden dauern, dann nämlich, wenn die Autobahn Hamburg-Flensburg fertiggestellt ist. Es ist keine Illusion, sondern eine errechenbare Gewißheit, daß diese Schnellverbindung das ganze wirtschaftliche Leben Schleswig-Holsteins und auch seines nördlichen Landesteils ganz erheblich befruchten wird, zumal diese Trasse durch einen neuen Elbtunnel westlich von Hamburg einen erheblich schnelleren Anschluß an das Kerngebiet der EWG garantiert. Die Straßenbauplanungen sehen darüber hinaus natürlich auch den weiteren Ausbau der ost-westlichen Querverbindungen vor.

9. Der Fremdenverkehr als gewerblicher Anreiz

Das Land Schleswig-Holstein ist in einem außerordentlichen Maße ein Ferien- und Reiseland geworden. Daß Jahr für Jahr neue Rekordzahlen aus dem Fremdenverkehrsgewerbe gemeldet werden, mag in den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs nichts Auffälliges sein, sondern etwas, was in deutschen Urlaubsgebieten allenthalben zu beobachten war. Aber es seien gleichwohl ein paar Zahlen genannt, die das eigentliche Fremdenverkehrsgewerbe betreffen: 1950 wurden in Schleswig-Holstein 600 000 Besucher mit 3,3 Millionen Übernachtungen gezählt. Fünf Jahre später, also 1955, hatte sich diese Zahl ziemlich verdoppelt, weitere fünf Jahre später, also 1960, hatte sie sich fast verdreifacht. 1965 schließlich waren es bereits über zwei Millionen Gäste mit fast 14 Millionen Übernachtungen. Es waren also nicht viel weniger Besucher bei uns zu Gast, als das ganze Land Einwohner zählt. Bei dieser Entwicklung dürfte die Schätzung, daß Schleswig-Holstein in den nächsten fünf Jahren eine Erhöhung der Zahl der Fremdenverkehrsgäste auf 2,5 Millionen und der der Übernachtungen auf etwa 20 Millionen zu erwarten hat, durchaus real sein. Auf diese Zahl sich nicht einzurichten, wäre schon ein arges Versäumnis. Hinzuzufügen ist, daß in den genannten Zahlen die Plätze und Übernachtungen auf Campingplätzen, in Jugendherbergen und in Kinderheimen gar nicht enthalten sind. Nehmen wir sie hinzu, dann kommen wir heute schon auf eine Besucherzahl von weit mehr als drei Millionen.

Das bedeutet also auch für die Landesregierung, daß sie eine mittelfristige Finanz- und Investitionsplanung für den Sektor Fremdenverkehr konzipieren muß. In großen Umrissen ist dies auch schon erfolgt. Dabei wird sich die Förderung von Gemeinschaftseinrichtungen des Fremdenverkehrs und gewerblicher Fremdenverkehrsbetriebe, so sehr sie bisher schon betrieben wird, noch verstärkt

fortsetzen müssen. In den letzten einhalb Jahren sind allein 79, zum Teil sehr beachtliche kommunale und gewerbliche Vorhaben des Fremdenverkehrs im Landesteil Schleswig durch Finanzierungshilfen gefördert worden. Zu den Objekten dieser Förderung gehören vor allem Meerwasser-, Wellen- und Schwimmbäder, beheizte Freischwimmbäder und Kurmittelhäuser. Ein großes Projekt der jüngsten Zeit, in der Landschaft Schwansen des Landesteils Schleswig an der Ostseeküste gelegen, sieht allein einen Investitionsaufwand von rund 60 Millionen DM vor. Dies deutet an, daß dieser Raum auch im Bereich des Fremdenverkehrs sehr günstige und aussichtsreiche Möglichkeiten der Kapitalanlage bietet, so daß also auch in dieser Hinsicht die wirtschaftlichen Chancen der Gegenwart sich zum wirtschaftlichen Erfolg der Zukunft wandeln werden.

10. Der „Freizeitwert“

Man hat viel über ihn gespöttelt, über den „Freizeitwert“ eines Ortes, eines Raumes oder eines Arbeitsplatzes. Man meinte, daß er gerade das zum Inhalt habe, was außerhalb der wirtschaftlichen Betätigung, des wirtschaftlichen Erfolges und des wirtschaftlichen Interesses stehe. Aber dieses Spötteln beruht auf einer völligen Fehleinschätzung der tiefsten Beweggründe menschlichen Handelns. Schon jetzt, wo die Mehrzahl der Menschen nur noch an fünf Tagen der Woche arbeitet, wo also einschließlich eines durchschnittlichen Urlaubs mehr als ein Drittel des ganzen Jahres hindurch nicht mehr gearbeitet, nicht mehr dem Beruf und dem Erwerb nachgegangen wird, ist die Frage, wie jene 120 oder 130 Tage ausgefüllt werden sollen, von außerordentlicher Bedeutung. Und wenn es Soziologen gibt, die uns als Zukunftsvision die dreitägige Arbeitswoche prophezeien, dann könnte man fast glauben, daß die Freizeitvoraussetzungen zum entscheidenden Kriterium der Standortwahl schlechthin würden.

In diesem Zusammenhang erhalten bestimmte Fragen ein erhebliches Gewicht, die von an Investitionen im Landesteil Schleswig interessierten Unternehmern und Betriebsleitern gestellt werden, nämlich: „Wie sieht es bei euch mit den Schulen für unsere Kinder aus? Wie mit den Konzerten und Theatern? Welche Ausflugsziele, welche Naturschönheiten bieten sich in der Nachbarschaft an? Welche gesellschaftlichen Verbindungen findet meine Frau und finden meine Kinder in ihrem neuen Umkreis?“ Die Menschen, die so fragen, wissen, wie sehr das private Leben und damit auch die schöpferische Kraft und die Freude an der Arbeit beeinflussbar sind durch die Umwelt und durch die Anregung, die wir in ihr suchen und finden. Der Landesteil Schleswig kann solche Fragen nicht immer mit Superlativen bejahen. Aber wer je unter der Enge eines Raums, unter stickigen Dünsten und unter überfüllten Straßen und Verkehrsmitteln gelitten hat, der weiß zumindest, daß eine freie, offene Landschaft, ein gesundes Klima, eine staubfreie

Luft, wie dies alles nun einmal in diesem Land zwischen den Meeren gegeben ist, auch ein gesundes Leben ermöglichen. In diesem Land gibt es keine Stadt und kein Dorf, von denen man mehr als eine Stunde Fahrtzeit braucht, um an die offene See zu gelangen, an die Ostsee mit ihren Buchten und Förden oder an die Nordsee mit ihrer vorgelagerten Insel- und Halligwelt.

*

Die Ausführungen sollten zeigen, daß der Landesteil Schleswig als Randraum der EWG, früher in seiner ganzen ökonomischen Struktur vernachlässigt und sich selbst überlassen, mehr und mehr am wirtschaftlichen Fortschritt teilnimmt. Nicht in dem Sinne, daß sich hier ein neues Zentrum großindustrieller Betätigung bildet, nicht in dem Sinne, daß dieser Landesteil zu einem Wald qualmender Schlote werden könnte, aber doch in dem Sinne, daß sich hier beachtliche Chancen auftun.

Ein Europa der Zukunft kann sich keine brachliegende wirtschaftliche Potenz mehr leisten; seine Menschen werden nicht nur alljährlich 5% mehr Lohn und Gehalt fordern und brauchen, sondern auch mehr Lebensfreude, mehr innere Befriedigung, vielleicht auch mehr Ruhe. Das ist keine romantische Schwärmerei. Gerade wer den ungeheuren Drang zur Konzentration und den rasanten technischen Fortschritt als die entscheidenden Elemente der künftigen wirtschaftlichen Entwicklung begreift, muß sich zugleich nach den Quellen umsehen, aus denen der Mensch die Kraft schöpfen soll, mit solchen Aufgaben fertig zu werden. Da mag es getrost so bleiben, daß der Lebensstandard in Wuppertal oder in Frankfurt um ein paar Prozent höher liegt als in Schleswig oder in Husum. Aber dann wird deutlich werden, daß unsere Zeit den Begriff „Lebensstandard“ erst noch richtig verstehen lernen muß und ihn nicht gleichsetzen kann mit einem „Existenzstandard“ oder „Einkommensstandard“. Zum Leben gehört mehr. Und einen guten Standard des Lebens kann man eben auch in Schleswig-Holstein, auch in seiner nördlichen Zone finden. Viele haben das schon begriffen, viele werden es noch begreifen. Die Vorstellung der Randlage, der Grenznähe, der Abgeschlossenheit und der Verkehrsferne ist einmal — und das gilt nicht nur für Schleswig-Holstein, sondern für alle Grenzzonen — ein Menetekel gewesen, wenn es um unternehmerische Initiative in solchen Räumen ging. Darauf, daß diese Vorstellung heute nicht mehr zwangsläufig gelten muß, bauen die berechtigten Hoffnungen der das Land politisch tragenden Kräfte.

Der Bildhauer und Graphiker Siegbert Amler

Allgemein sagt man den Schlesiern nach, daß ihnen Gemüt und Seele in hohem Maße zukomme. Das reicht vom Mystiker Jakob Böhme bis zur Volksdichtung mit ihren Naturgeistern. Ganz gewiß schlägt sich dergleichen auch in der Kunst nieder und kann, was die Schlesier anbetrifft, nicht verlorengehen, solange sie unter uns wirken. Da ist ein Bildhauer und Graphiker, der in seinen Beziehungen zur Umwelt und in seinem Schaffen wie ein Nachfahre Jakob Böhmes wirkt: Siegbert Amler aus Hirschberg, vor rund vierzig Jahren geboren, als Fünfzehnjähriger nach dem Kriege ausgewiesen und damit sozusagen rückgewandert. Bevor ihm Ruhe gegönnt war, trieb es ihn um: Bildhauerlehre in Wolfenbüttel und Lemgo, Flensburger Werkkunstschule, schließlich ab 1962 freischaffend in Glücksburg ansässig.

Paul Koopmann hat von Amler gesagt, daß gerade er eine sensible Natur sei und daß gerade darum das „Menschliche“ im Vordergrund seines Schaffens stehe. Nicht wenige seiner Plastiken sind Menschenpaare: das begütigt sich und neigt sich zueinander. Was Jakob Böhme in seiner Kosmologie „Quälgeister“ nennt, die nicht zum „Freudenreich“, sondern zum „Reich des Grimms“ gehören, — das überwindet Amler, indem er bildet und schafft. Dabei ist ihm die Abstraktion nicht ganz fremd, aber er holt sie aus der Natur heraus, vor der er — man muß es heute schon sagen — Achtung zu haben „wagt“. Bei den Holzschnitten reizen ihn Dornen, Dornenbaum und gezacktes Wrack. Bei den Figuren vereinfacht er ins Wesentliche, aber diese Gestalten wirken nicht statuarisch: äußerst lebendig projizieren sie in die Fantasie des Betrachters Bewegung hinein, die über die Umrisse hinausgeht. Man sieht mehr als „da“ ist, und man soll

mehr sehen. „Ballspielerin“ und „Flötenspieler“ etwa, das sind dann die Motive.

Heinrich Guthmann
in der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“, 5/1968

DEUTSCHER TAG 1968

„Der Deutsche Tag 1968 nahm einen Verlauf, den man dem Programm nach als traditionell bezeichnen kann. Für Beobachter aus der Bundesrepublik vielleicht zu traditionell. Aber dieser Eindruck täuscht, denn was im Rahmen der einzelnen Veranstaltungen zur Sprache kam, war mit dem Blick nach vorn gerichtet, war mit dem Bemühen verbunden, die Arbeit der deutschen Volksgruppe im großen Zusammenhang zu sehen und den Erfordernissen der modernen Industriegesellschaft anzupassen.“ Das schreibt Jes Schmidt in einer Betrachtung über die Perspektiven des Deutschen Tages, und er hat Recht damit. Der traditionellen Form zum Trotz hatte der Gast aus Deutschland doch den Eindruck, daß sich in der Volksgruppe manches tut. Von der kurze Zeit vorher im Rahmen des BdN geführten Grundsatzdebatte war in den Aussprachen freilich weniger zu spüren, als der eine oder andere sich vielleicht erhofft hatte, sowohl bei dem deutsch-nordschleswigschen Gespräche in der Heimvolkshochschule in Tingleff als auch in den Arbeitsbesprechungen über die kulturelle und die soziale Arbeit und die Gebietsreform stach der Zug zum Konkreten, zum Praktischen besonders hervor, die alles beherrschende Frage, wie die deutsche Volksgruppe sich in den dänischen Staat eingliedern soll und kann, politisch, sozial und kulturell. Der BdN-Vorsitzende Harro Marquardsen formulierte es in seiner Ansprache in der Gemeinschaftsveranstaltung

folgendermaßen: „Wir denken uns das so, daß wir die geistigen und kulturellen Beziehungen zum Süden pflegen und vertiefen und daß wir gleichzeitig hier in Dänemark an den Gemeinschaftsaufgaben mitarbeiten. Man könnte also sagen, daß hier in unserer Politik ein zweiter Schwerpunkt vorhanden ist, dieser ist darin gegeben, daß wir uns als Nordschleswiger deutscher Gesinnung auch den Aufgaben im dänischen Staat stellen. Das ist natürlich wichtig, das besagt nämlich, daß wir uns als Teil der dänischen Staatsbevölkerung betrachten und daß wir unsere Arbeit nicht aufbauen auf einem Gegensatz zum dänischen Staat.“ Pointierter und ein wenig

überspitzt formulierte Jes Schmidt das Problem im „Nordschleswiger“ im Hinblick auf die dänische Sozialgesetzgebung: „Wie kann die deutsche Minderheit ihre Eigenständigkeit angesichts der dänischen Sozialgesetzgebung bewahren? Die Volksgruppe wendet sich durchaus nicht gegen die umfassenden dänischen Sozialgesetze, doch muß sie sich bemühen, innerhalb der dänischen Gesetzgebung eigene Sozialarbeit zu leisten, um nicht in der ‚Umarmung‘ der fortschrittlichen Sozialgesetze zu ersticken.“

E. B.

Von einer Tagung des SSW

DIE FEHLENDEN VORAUSSETZUNGEN

Gibt es praktische Möglichkeiten für eine gemeinsame dänisch-deutsche Gebietsentwicklungspolitik (Regionalpolitik)?

Die Frage beruht auf der Vorstellung, daß eine gemeinsame Gebietsentwicklungspolitik von gemeinsamen Nutzen sein kann. Nach meiner Meinung sind die Voraussetzungen für eine solche gemeinsame Politik jedoch nicht vorhanden.

Ich habe darauf hingewiesen, daß eine übergeordnete Wirtschaftspolitik — die nationale oder die der Gemeinschaft — den Rahmen bilden muß, innerhalb derer die Gebietsentwicklungspolitik formuliert werden kann. Diese setzt voraus, daß sie nicht nur in eine übergeordnete Wirtschaftspolitik eingeordnet werden kann, d. h. mit ihr im Einklang steht, sie setzt außerdem eine wirtschaftliche Beweglichkeit innerhalb der gemeinsamen Gebietsentwicklungspolitik voraus, die heute wegen der Zugehörigkeit der beiden Landesteile zu verschiedenen Märkten nicht vorhanden ist. Gemeinsame Gebietsentwicklungspolitik bedingt eine freie Beweglichkeit der Arbeitskräfte, des Kapitals und des Im- und Exports von Waren und Dienstleistungen. Für ein kleines Land wie Dänemark ist es eine Lebensbedingung, verkaufen zu können, um Waren zu kaufen, die es nicht selbst produzieren kann. Das ist die Voraussetzung dafür, daß es sein wirtschaftliches Wachstum erhalten kann.

Die Probleme, die der Gemeinsame Markt für unser dänisches Exportgewerbe schafft, begrenzen unsere Möglichkeiten für eine Realisierung einer gemeinsamen Gebietsentwicklungspolitik. Man kann in der Tat sagen, daß an einem wesentlichen Teil der nordschleswigschen Gebietsentwicklungsprobleme die Landwirtschaftspolitik des Gemeinsamen Marktes schuld ist. Solange die ökonomische Beweglichkeit begrenzt ist, wird

es die gleiche Anregung oder den gleichen wirtschaftlichen Hintergrund für eine Ansetzung von Unternehmen in Nord- und Südschleswig nicht geben, wie sie sonst gegeben wäre, obgleich seine Belegenheit als Tor Skandinaviens nach Kontinental-Europa augenscheinlich ist.

Ganz anders würde die Situation sich zweifellos darstellen, wenn die Teilung der europäischen Märkte aufhören und zwischen den Ländern der Weg für eine freie wirtschaftliche Aktivität geöffnet würde. Für die Gebiete auf beiden Seiten der Grenze würde das bedeuten, daß sie nicht weiterhin jedes für sich geographisch und wirtschaftlich Randgebiete bleiben, sondern zwischen dem kontinental-europäischen und dem nordischen Markt liegen. Die periphere Lage würde sich in eine zentrale Lage verwandeln mit den erhöhten Möglichkeiten einer ökonomischen Aktivität und Zusammenarbeit. Aus den bisherigen Ausführungen über die Gebietsentwicklungspolitik folgt, daß auch auf dem Gebiet der *Lokalisierungspolitik* (Wirtschaftsförderung) keine Möglichkeit für eine gemeinsame Planung vorhanden ist. Soweit es sich hingegen um die *physische Planung* (Raumordnung) handelt — besonders Straßen und Verkehrswege —, möchte ich nicht von vornherein von der Hand weisen, daß eine Koordinierung der Planung schon heute vernünftig und zweckmäßig sein kann. Aber auch diese Form eines gemeinsamen Vorgehens erhält ihren vollen Wert erst dann, wenn die wirtschaftlichen Grenzen zwischen den Ländern abgebaut werden.

*

Das Vorstehende ist die negative Antwort, die von einem maßgebenden Dänen auf die Frage nach den Möglichkeiten einer *gemeinsamen* deutsch-dänischen Regionalpolitik (Gebietsentwicklungspolitik) gegeben wurde, und zwar nicht auf entsprechende Fragen von deutscher (schleswig-holsteinischer) bzw. deutsch-nordschleswigscher Seite, sondern in einer vom Landesvorstand des SSW arrangierten Zusammenkunft an diesem Problem interessierter Deutscher und Dänen von nördlich und südlich der Grenze am 15. November in der neuen dänischen Sporthalle in Flensburg. Die von Direktor R. T. Larsen vertretene Ansicht wird nicht nur für die deutschen Teilnehmer, sondern auch für den SSW enttäuschend gewesen sein, denn man pflegt ja eine derartige Zusammenkunft nicht durchzuführen, wenn man mit einer negativen Antwort auf die zur Debatte gestellte Frage rechnen muß. Daß auch der Ltd. Ministerialrat Dr. Keil als der für die Regionalplanung in Schleswig-Holstein zuständige Beamte in seinem Vortrage die Frage nach den Möglichkeiten einer *gemeinsamen* Regionalpolitik praktisch unbeantwortet ließ, war nicht weniger entmutigend, und zeigte deutlich, wie sehr das Bemühen um gemeinsames deutsch-dänisches Planen und Handeln zum Nutzen des Grenzraumes Schleswig noch von einem entsprechenden Wunschenken getragen ist. Leider!

Ernst Beier

Eine deutsch-dänische Frauentagung
Am 24. und 25. Oktober 1968 fand eine gemeinsame Tagung des Deutschen Frauenrings und der Europa-Union,

Landesverbände Schleswig-Holstein, in Flensburg statt. Zu dieser Tagung waren Mitglieder des Dansk Kvindesamfund eingeladen.

Der Deutsche Frauenring und Kvindesamfund sind ein Zusammenschluß von Frauen auf überparteilicher und überkonfessioneller Ebene. Beide wollen die staatsbürgerliche Bildung der Frau und der Jugend fördern, daß sie zu einer selbständigen Meinungsbildung kommen und dadurch die Zusammenarbeit von Mann und Frau im öffentlichen Leben zum Nutzen der Allgemeinheit vorangetrieben wird.

Bisher hatten sich Mitglieder des Deutschen Frauenrings und von Kvindesamfund nur auf Tagungen der International Alliance of Women, zuletzt 1967 in London, getroffen. Schon 1949 in Bad Pyrmont, wo sich die Frauenringe der einzelnen Besatzungszonen zum „Deutschen“ Frauenring zusammenschlossen, wurde dieser nicht nur in die International Alliance of Women aufgenommen, sondern auch in die International Council of Women.

Im Programm des Deutschen Frauenrings, Landesverband Schleswig-Holstein, steht u. a.: „Wir pflegen internationale Begegnungen zur Verständigung der Völker untereinander“, und: „Sie treffen Gäste aus anderen Ländern.“ Was lag nun näher, als unsere nächsten Nachbarn nach Flensburg einzuladen, und zwar den Verband mit der gleichen Zielsetzung, den Dansk Kvindesamfund. Auch das Tagungsthema reichte in seiner Problematik über die Landesgrenze hinaus.

Es lautete: „Gesundheit der Frau in der Welt von morgen“. Nachdem Herr Ministerialrat Dr. Beske, Kiel, über „Aspekte moderner Gesundheitspolitik in der Bundesrepublik“ gesprochen hatte, referierte Frau Else Glarbo, Rønne/Bornholm, über „Familienplanung in Dänemark“.

In den Diskussionsbeiträgen von beiden Verbänden wurde unter anderem festgestellt, daß die Familienplanung ein Teil des Mitbestimmungsrechtes der Frau sei. Praktische Arbeit auf diesem und dem dadurch bedingten Fürsorgegebiet wurde von den Teilnehmern des Podiumsgesprächs aufgezeigt. Das führte zu Vergleichen zwischen dem in Dänemark und Deutschland schon Erreichten. Die Zielsetzung ist in beiden Verbänden gleich. Doch wurde festgestellt, daß Dänemark in der praktischen Durchführung einen Vorsprung hat. Die Tagung hat das Gemeinsame in der Arbeit deutlich werden lassen. Auch mit unsern nächsten Nachbarn nördlich der Grenze war diese Tagung eine gute Begegnung. Allen wurde das Gleiche und das Unterschiedliche in der Sozialfürsorge in den so nahe beieinanderliegenden, nur durch die Grenze voneinander getrennten Gebieten klar.

Kontakte sollten angebahnt werden, sie sind angebahnt worden. Nun gilt es, sie zu pflegen.

Chr.

ER GAB SICH SELBER

Am Mittwoch, dem 30. Oktober, verstarb in Flensburg, 72 Jahre alt, Dr. Heinz Dähnhardt. Fast eineinhalb Jahrzehnte lang

Dr. Heinz Dähnhardt zum Gedenken

war er Direktor der Grenzakademie Sankelmark, die er wie kein anderer prägte und die er zu einem Kristallisationspunkt im

Norden der Bundesrepublik machte. Im Februar dieses Jahres legte Dr. Dähnhardt seine Arbeit dort draußen am Sankelmarker See in jüngere Hände. Getrost und guten Gewissens. Aber er selber versagte sich auch jetzt noch nicht der einmal übernommenen Aufgabe, nun als Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Grenzvereins in Flensburg. Er wirkte weiter. Als Pensionär im Lehnstuhl konnte ihn keiner begrüßen.

Heinz Dähnhardt, 1897 in Berlin geboren, studierte Geschichte und Staatsrecht. Stationen seines Lebens: Das Johannisstift in Spandau, das Deutsche Volksbüchereiwesen und nach dem zweiten Weltkrieg das „Sonntagsblatt“ und die Kulturredaktion der „Welt“. Dann, 1954, Direktor der Grenzakademie Sankelmark. Unvergeßlich, wie er mit schweren Schritten durch die Räume ging, wie er Referenten begrüßte oder mit Tagungsteilnehmern sprach. Unvergeßlich, wie seine Tischrunde sofort Diskussionsrunde wurde, und unvergeßlich auch, wenn er selber als

Vortragender hinter dem Rednerpult stand. Sein Nachfolger als Hausherr in Sankelmark sagte, daß Dähnhardt durch seine Aufgeschlossenheit den Herausforderungen der modernen Welt gegenüber in seiner Arbeit Richtpunkte gesetzt habe, die für die politische und gesellschaftliche Entwicklung unseres Landes als Leitmarkierungen bisher galten und in Zukunft gelten werden.

Dieser Dr. Heinz Dähnhardt wird uns in Schleswig-Holstein fehlen. Wer sich an sein Gesicht erinnert, mit der Faltenlandschaft, die Zeit und Wissen eingruben, sollte auch das Humorige der Physiognomie nicht vergessen.

Viele Menschen haben ihm zu danken. Wir vom Norddeutschen Rundfunk auch. Er war nicht nur ein Mann, der das Glück hatte, auf dem richtigen Platz gestanden zu haben. Er gab mit offenen Händen. Alles. Er gab sich selber.

Rolf Heinrich Wecken
in der Sendung des NDR „Rundschau am Abend“

Der Bildhauer und Graphiker Siegbert Amler

Allgemein sagt man den Schlesiern nach, daß ihnen Gemüt und Seele in hohem Maße zukomme. Das reicht vom Mystiker Jakob Böhme bis zur Volksdichtung mit ihren Naturgeistern. Ganz gewiß schlägt sich dergleichen auch in der Kunst nieder und kann, was die Schlesier anbetrifft, nicht verlorengehen, solange sie unter uns wirken. Da ist ein Bildhauer und Graphiker, der in seinen Beziehungen zur Umwelt und in seinem Schaffen wie ein Nachfahre Jakob Böhmes wirkt: Siegbert Amler aus Hirschberg, vor rund vierzig Jahren geboren, als Fünfzehnjähriger nach dem Kriege ausgewiesen und damit sozusagen rückgewandert. Bevor ihm Ruhe gegönnt war, trieb es ihn um: Bildhauerlehre in Wolfenbüttel und Lemgo, Flensburgs Werkkunstschule, schließlich ab 1962 freischaffend in Glücksburg ansässig.

Paul Koopmann hat von Amler gesagt, daß gerade er eine sensible Natur sei und daß gerade darum das „Menschliche“ im Vordergrund seines Schaffens stehe. Nicht wenige seiner Plastiken sind Menschenpaare: das begütigt sich und neigt sich zueinander. Was Jakob Böhme in seiner Kosmologie „Quälgeister“ nennt, die nicht zum „Freudenreich“, sondern zum „Reich des Grimms“ gehören, – das überwindet Amler, indem er bildet und schafft. Dabei ist ihm die Abstraktion nicht ganz fremd, aber er holt sie aus der Natur heraus, vor der er – man muß es heute schon sagen – Achtung zu haben „wagt“. Bei den Holzschnitten reizen ihn Dornen, Dornenbaum und gezacktes Wrack. Bei den Figuren vereinfacht er ins Wesentliche, aber diese Gestalten wirken nicht statuarisch: äußerst lebendig projizieren sie in die Fantasie des Betrachters Bewegung hinein, die über die Umrisse hinausgeht. Man sieht mehr als „da“ ist, und man soll mehr sehen. „Ballspielerin“ und „Flötenspieler“ etwa, das sind dann die Motive.

Heinrich Guthmann

in der Zeitschrift „Schleswig-Holstein“, 5/1968

DEUTSCHER TAG 1968

„Der Deutsche Tag 1968 nahm einen Verlauf, den man dem Programm nach als traditionell bezeichnen kann. Für Beobachter aus der Bundesrepublik vielleicht zu traditionell. Aber dieser Eindruck täuscht, denn was im Rahmen der einzelnen Veranstaltungen zur Sprache kam, war mit dem Blick nach vorn gerichtet, war mit dem Bemühen verbunden, die Arbeit der deutschen Volksgemeinschaft im großen Zusammenhang zu sehen und den Erfordernissen der modernen

Industriegesellschaft anzupassen.“ Das schreibt Jes Schmidt in einer Betrachtung über die Perspektiven des Deutschen Tages, und er hat Recht damit. Der traditionellen Form zum Trotz hatte der Gast aus Deutschland doch den Eindruck, daß sich in der Volksgruppe manches tut. Von der kurze Zeit vorher im Rahmen des BdN geführten Grundsatzdebatte war in den Aussprachen freilich weniger zu spüren, als der eine oder andere sich vielleicht erhofft hatte, sowohl bei dem deutsch-nordschleswigschen Gespräche in der Heimvolkshochschule in Tingleff als auch in den Arbeitsbesprechungen über die kulturelle und die soziale Arbeit und die Gebietsreform stach der Zug zum Konkreten, zum Praktischen besonders hervor, die alles beherrschende Frage, wie die deutsche Volksgruppe sich in den dänischen Staat eingliedern soll und kann, politisch, sozial und kulturell. Der BdN-Vorsitzende Harro Marquardsen formulierte es in seiner Ansprache in der Gemeinschaftsveranstaltung folgendermaßen: „Wir denken uns das so, daß wir die geistigen und kulturellen Beziehungen zum Süden pflegen und vertiefen und daß wir gleichzeitig hier in Dänemark an den Gemeinschaftsaufgaben mitarbeiten. Man könnte also sagen, daß hier in unserer Politik ein zweiter Schwerpunkt vorhanden ist, dieser ist darin gegeben, daß wir uns als Nordschleswiger deutscher Gesinnung auch den Aufgaben im dänischen Staat stellen. Das ist natürlich wichtig, das besagt nämlich, daß wir uns als Teil der dänischen Staatsbevölkerung betrachten und daß wir unsere Arbeit nicht aufbauen auf einem Gegensatz zum dänischen Staat.“ Pointierter und ein wenig überspitzt formulierte Jes Schmidt das Problem im „Nordschleswiger“ im Hinblick auf die dänische Sozialgesetzgebung: „Wie kann die deutsche Minderheit ihre Eigenständigkeit angesichts der dänischen Sozialgesetzgebung bewahren? Die Volksgruppe wendet sich durchaus nicht gegen die umfassenden dänischen Sozialgesetze, doch muß sie sich bemühen, innerhalb der dänischen Gesetzgebung eigene Sozialarbeit zu leisten, um nicht in der ‚Umarmung‘ der fortschrittlichen Sozialgesetze zu ersticken.“

E. B.

DIE FEHLENDEN VORAUSSETZUNGEN *Von einer Tagung des SSW*
Gibt es praktische Möglichkeiten für eine gemeinsame dänisch-deutsche
Gebietsentwicklungspolitik (Regionalpolitik)?

Die Frage beruht auf der Vorstellung, daß eine gemeinsame Gebietsentwicklungspolitik von gemeinsamen Nutzen sein kann. Nach meiner Meinung sind die Voraussetzungen für eine solche gemeinsame Politik jedoch nicht vorhanden.

Ich habe darauf hingewiesen, daß eine übergeordnete Wirtschaftspolitik – die nationale oder die der Gemeinschaft – den Rahmen bilden muß, innerhalb derer die Gebietsentwicklungspolitik formuliert werden kann. Diese setzt voraus, daß sie nicht nur in eine übergeordnete Wirtschaftspolitik eingeordnet werden kann, d. h. mit ihr im Einklang steht, sie setzt außerdem eine wirtschaftliche Beweglichkeit innerhalb der gemeinsamen Gebietsentwicklungspolitik voraus, die heute wegen der Zugehörigkeit der beiden Landesteile zu verschiedenen Märkten nicht vorhanden ist. Gemeinsame Gebietsentwicklungspolitik bedingt eine freie Beweglichkeit der Arbeitskräfte, des Kapitals und des Im- und Exports von Waren und Dienstleistungen. Für ein kleines Land wie Dänemark ist es eine Lebensbedingung, verkaufen zu können, um Waren zu kaufen, die es nicht selbst produzieren kann. Das ist die Voraussetzung dafür, daß es sein wirtschaftliches Wachstum erhalten kann.

Die Probleme, die der Gemeinsame Markt für unser dänisches Exportgewerbe schafft, begrenzen unsere Möglichkeiten für eine Realisierung einer gemeinsamen Gebietsentwicklungspolitik. Man kann in der Tat sagen, daß an einem wesentlichen Teil der nord-schleswigschen Gebietsentwicklungsprobleme die Landwirtschaftspolitik des Gemeinsamen Marktes schuld ist. Solange die ökonomische Beweglichkeit begrenzt ist, wird es die gleiche Anregung oder den gleichen wirtschaftlichen Hintergrund für eine Ansetzung von Unternehmen in Nord- und Südschleswig nicht geben, wie sie sonst gegeben wäre, obgleich seine Belegenheit als Tor Skandinaviens nach Kontinental-Europa augenscheinlich ist. Ganz anders würde die Situation sich zweifellos darstellen, wenn die Teilung der europäischen Märkte aufhören und zwischen den Ländern der Weg für eine freie wirtschaftliche Aktivität geöffnet würde. Für die Gebiete auf beiden Seiten der Grenze würde das bedeuten, daß sie nicht weiterhin jedes für sich geographisch und wirtschaftlich Randgebiete bleiben, sondern zwischen dem kontinental-europäischen und dem nordischen Markt liegen. Die periphere Lage würde sich in eine zentrale Lage verwandeln mit den erhöhten Möglichkeiten einer Ökonomischen Aktivität und Zusammenarbeit. Aus den bisherigen Ausführungen über die Gebietsentwicklungspolitik folgt, daß auch auf dem Gebiet der *Lokalisierungspolitik* (Wirtschaftsförderung) keine Möglichkeit für eine gemeinsame Planung vorhanden ist. Soweit es sich hingegen um die *physische Planung* (Raumordnung) handelt – besonders Straßen und Verkehrswege –, möchte ich nicht von vornherein von der Hand weisen, daß eine Koordinierung der Planung schon heute vernünftig und zweckmäßig sein kann. Aber auch diese Form eines gemeinsamen Vorgehens erhält ihren vollen Wert erst dann, wenn die wirtschaftlichen Grenzen zwischen den Ländern abgebaut werden.

*

Das Vorstehende ist die negative Antwort, die von einem maßgebenden Dänen

auf die Frage nach den Möglichkeiten einer *gemeinsamen* deutsch-dänischen Regionalpolitik (Gebietsentwicklungspolitik) gegeben wurde, und zwar nicht auf entsprechende Fragen von deutscher (schleswig-holsteinischer) bzw. deutsch-nordschleswigscher Seite, sondern in einer vom Landesvorstand des SSW arrangierten Zusammenkunft an diesem Problem interessierter Deutscher und Dänen von nördlich und südlich der Grenze am 15. November in der neuen dänischen Sporthalle in Flensburg. Die von Direktor R. T. Larsen vertretene Ansicht wird nicht nur für die deutschen Teilnehmer, sondern auch für den SSW enttäuschend gewesen sein, denn man pflegt ja eine derartige Zusammenkunft nicht durchzuführen, wenn man mit einer negativen Antwort auf die zur Debatte gestellte Frage rechnen muß. Daß auch der Ltd. Ministerialrat Dr. Keil als der für die Regionalplanung in Schleswig-Holstein zuständige Beamte in seinem Vortrage die Frage nach den Möglichkeiten einer *gemeinsamen* Regionalpolitik praktisch unbeantwortet ließ, war nicht weniger entmutigend, und zeigte deutlich, wie sehr das Bemühen um gemeinsames deutsch-dänisches Planen und Handeln zum Nutzen des Grenzraumes Schleswig noch von einem entsprechenden Wunschenken getragen ist. Leider!

Ernst Beier

Eine deutsch-dänische Frauentagung

Am 24. und 25. Oktober 1968 fand eine gemeinsame Tagung des Deutschen Frauenrings und der Europa-Union, Landesverbände Schleswig-Holstein, in Flensburg statt. Zu dieser Tagung waren Mitglieder des Dansk Kvindesamfund eingeladen.

Der Deutsche Frauenring und Kvindesamfund sind ein Zusammenschluß von Frauen auf überparteilicher und überkonfessioneller Ebene. Beide wollen die staatsbürgerliche Bildung der Frau und der Jugend fördern, daß sie zu einer selbständigen Meinungsbildung kommen und dadurch die Zusammenarbeit von Mann und Frau im öffentlichen Leben zum Nutzen der Allgemeinheit vorangetrieben wird.

Bisher hatten sich Mitglieder des Deutschen Frauenrings und von Kvindesamfund nur auf Tagungen der International Alliance of Women, zuletzt 1967 in London, getroffen. Schon 1949 in Bad Pymont, wo sich die Frauenringe der einzelnen Besatzungszonen zum „Deutschen“ Frauenring zusammenschlossen, wurde dieser nicht nur in die International Alliance of Women aufgenommen, sondern auch in die International Council of Women.

Im Programm des Deutschen Frauenrings, Landesverband Schleswig-Holstein,

steht u. a. : „Wir pflegen internationale Begegnungen zur Verständigung der Völker untereinander“, und: „Sie treffen Gäste aus anderen Ländern.“ Was lag nun näher, als unsere nächsten Nachbarn nach Flensburg einzuladen, und zwar den Verband mit der gleichen Zielsetzung, den Dansk Kvindesamfund. Auch das Tagungsthema reichte in seiner Problematik über die Landesgrenze hinaus. Es lautete: „Gesundheit der Frau in der Welt von morgen“. Nachdem Herr Ministerialrat Dr. Beske, Kiel, über „Aspekte moderner Gesundheitspolitik in der Bundesrepublik“ gesprochen hatte, referierte Frau Else Glarbo, Rønne/Bornholm, über „Familienplanung in Dänemark“.

In den Diskussionsbeiträgen von beiden Verbänden wurde unter anderem festgestellt, daß die Familienplanung ein Teil des Mitbestimmungsrechtes der Frau sei. Praktische Arbeit auf diesem und dem dadurch bedingten Fürsorgegebiet wurde von den Teilnehmern des Podiumsgesprächs aufgezeigt. Das führte zu Vergleichen zwischen dem in Dänemark und Deutschland schon Erreichten. Die Zielsetzung ist in beiden Verbänden gleich. Doch wurde festgestellt, daß Dänemark in der praktischen Durchführung einen Vorsprung hat. Die Tagung hat das Gemeinsame in der Arbeit deutlich werden lassen. Auch mit unsern nächsten Nachbarn nördlich der Grenze war diese Tagung eine gute Begegnung. Allen wurde das Gleiche und das Unterschiedliche in der Sozialfürsorge in den so nahe beieinanderliegenden, nur durch die Grenze voneinander getrennten Gebieten klar.

Kontakte sollten angebahnt werden, sie sind angebahnt worden. Nun gilt es, sie zu pflegen.

Chr.

ER GAB SICH SELBER

Dr. Heinz Dähnhardt zum Gedenken

Am Mittwoch, dem 30. Oktober, verstarb in Flensburg, 72 Jahre alt, Dr. Heinz Dähnhardt. Fast eineinhalb Jahrzehnte lang war er Direktor der Grenzakademie Sankelmark, die er wie kein anderer prägte und die er zu einem Kristallisationspunkt im Norden der Bundesrepublik machte. Im Februar dieses Jahres legte Dr. Dähnhardt seine Arbeit dort draußen am Sankelmarker See in jüngere Hände. Getrost und guten Gewissens. Aber er selber versagte sich auch jetzt noch nicht der einmal übernommenen Aufgabe, nun als Leiter der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Grenzvereins in Flensburg. Er wirkte weiter. Als Pensionär im Lehnstuhl konnte ihn keiner begrüßen.

Heinz Dähnhardt, 1897 in Berlin geboren, studierte Geschichte und Staatsrecht. Stationen seines Lebens: Das Johannisstift in Spandau, das Deutsche

Volksbüchereiwesen und nach dem zweiten Weltkrieg das „Sonntagsblatt“ und die Kulturredaktion der „Welt“. Dann, 1954, Direktor der Grenzakademie Sankelmark. Unvergeßlich, wie er mit schweren Schritten durch die Räume ging, wie er Referenten begrüßte oder mit Tagungsteilnehmern sprach. Unvergeßlich, wie seine Tischrunde sofort Diskussionsrunde wurde, und unvergeßlich auch, wenn er selber als Vortragender hinter dem Rednerpult stand. Sein Nachfolger als Hausherr in Sankelmark sagte, daß Dähnhardt durch seine Aufgeschlossenheit den Herausforderungen der modernen Welt gegenüber in seiner Arbeit Richtpunkte gesetzt habe, die für die politische und gesellschaftliche Entwicklung unseres Landes als Leitmarkierungen bisher galten und in Zukunft gelten werden. Dieser Dr. Heinz Dähnhardt wird uns in Schleswig-Holstein fehlen. Wer sich an sein Gesicht erinnert, mit der Faltenlandschaft, die Zeit und Wissen eingruben, sollte auch das Humorige der Physiognomie nicht vergessen.

Viele Menschen haben ihm zu danken. Wir vom Norddeutschen Rundfunk auch. Er war nicht nur ein Mann, der das Glück hatte, auf dem richtigen Platz gestanden zu haben. Er gab mit offenen Händen. Alles. Er gab sich selber.

Rolf Heinrich Wecken

in der Sendung des NDR „Rundschau am Abend“